

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit

Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“

05 / 2006

Herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. Dr. Dr. **Hilarion G. Petzold**, Freie Universität Amsterdam, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Zentrum für psychosoziale Medizin, Donau-Universität, Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmaker**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc, Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/polyloge

Definitionen und Kondensate von Kern- konzepten der Integrativen Therapie -

Materialien zu „Klinischer Wissenschaft“ und „Sprachtheorie“

Hilarion G. Petzold*, Düsseldorf**
(2005 ö)

*Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Düsseldorf, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: EAG.FPI@t-online.de, Information: <http://www.IntegrativeTherapie.de>) und aus dem „Zentrum für psychosoziale Medizin“ (Leitung: Prof. Dr. med. Anton Leitner, Krems, <mailto:Leitner@Donau-Uni.ac.at>), Master of Science Lehrgang „Supervision“ (wissenschaftl. Leitung: Univ.-Prof. Dr. H. G. Petzold), Donau-Universität Krems.

**Erweiterung von: Petzold, H.G. (2005ö): Definitionen und Kondensate von Kernkonzepten der Integrativen Therapie. In: *Gestalt* (Schweiz) 25 (2005) 17-60.

„Unsere Aufgabe besteht darin, die *drei Grundlinien* der Verhaltensentwicklung – die evolutionsgeschichtliche, die historischen und die ontogenetische – freizulegen und zu zeigen, dass das Verhalten des akkulturierten Menschen Ergebnis *dieser drei Entwicklungslinien* ist“ (Vygotskij, Lurija 1930, 3).

Zusammenfassung:

Definitionen und Kondensate von Kernkonzepten der Integrativen Therapie -Materialien zu „Klinischer Wissenschaft“ und „Sprachtheorie“

Der Beitrag stellt in kompakter Form zentrale Kernkonzepte der „Integrativen Humantherapie“ von der Metatheorie bis zur Praxeologie in Form von Definitionen und Zusammenfassungen vor. Integrative Therapie und Agogik ist ein biopsychosozialökologischer Ansatz integrativer und differentieller Behandlung des ganzen Menschen als Subjekt in Kontext und Kontinuum auf der körperlichen, seelischen, sozialen, geistigen und ökologischen Ebene mit einem breiten Instrumentarium von Behandlungstechniken. Er ist eine Materialsammlung, collagiert aus zahlreichen Texten des Autors und will dazu beitragen, sich schnell über zentrale „Positionen“ des Integrativen Ansatzes zu informieren.

Summary:

Definitions and Condensations of Core Concepts of Integrative Therapy

This article presents in the concise form of definitions basic models and core concepts of „Integrative Therapy“ from metatheory to praxeology. It is a biopsychosocioecological approach of integrative and differential treatment of the human subject as a whole in context and continuum on the bodily, psychological, mental, social and ecological plane. It is a gathering of material made up from the many publications by the author and trying to contribute to an easier access to central “positions” of the Integrative Approach.

Key words: Integrative Therapy in definitions, psychotherapy integration, integrative clinical theory, integrative praxeology

1. Einige Kernkonzepte des Integrativen Ansatzes „in a nutshell“

In diesem Text sollen **Kernkonzepte** des Integrativen Ansatzes, die in meinem Werk zu den Themen Psychotherapie, Supervision, Agogik, Kulturarbeit etc. entfaltet und ausgearbeitet oder skizzenhaft umrissen wurden, indes von Bedeutung sind, in Form kondensierter Texte oder durch die in den jeweiligen Quellentexten gegebenen Definitionen zusammengestellt werden, um einen synoptischen Überblick zu ermöglichen. Er ist eine Collage von Auszügen und Kondensaten zu wesentlichen Themen, die über zahlreiche Werke und Publikationen von mir verteilt sind und hier in einigen Themenkomplexen zusammengestellt wurden. Sie erlauben KollegInnen und AusbildungskandidatInnen sich rasch zu orientieren. Aber Kondensate und Definitionen haben natürlich auch das Problem, dass ihre verdichtete Form von zumeist sehr komplexen Inhalten nicht alle Dimensionen erschließbar macht, die in den Kernkonzepten komprimiert wurden.

Therapeutische Verfahren – psychotherapeutische, leibtherapeutische, soziotherapeutische – entwickeln wie andere wissenschaftliche Disziplinen „Sprachspiele“ (*Wittgenstein*), Sondersprachen, Fachsprachen, einen „begrifflichen Apparat“, ein „konzeptuelles Rahmenwerk“ und verlassen die Welt der Alltagsgespräche, um eine Welt der fachlichen Diskurse aufzubauen. Das ist gut so, denn nur mit differenzierten Fachsprachen lässt sich eine elaborierte Fachlichkeit aufbauen. Zu den Mühen des Begreifens kommen die Mühen des Begriffes. Zur Arbeit der Konsensfindung – durch alle Mühen des Dissenses hindurch – kommt die Arbeit der *metareflektierten* Konzeptbildung, die in einer Konsens- und Konzeptgemeinschaft Verstehen und Verständnis, optimalen Informationstransport, hohe fachliche Qualität und Entwicklungsmöglichkeiten gewährleistet. Bei aller Integrationsorientierung muss die Differenzierbarkeit, das *Differente* muss *différance* betont werden. Die Patienten und Klientinnen sind so verschieden, ihre Lebenswelten sind so unterschiedlich, dass theoretische Konzepte beständig auf die spezifischen Lebenssituationen, den jeweiligen soziokulturellen Rahmen, auf genderspezifische Gegebenheiten zugeschnitten werden müssen, und dafür ist ein fachliches Rahmenwerk, sind Fachbegriffe eine wesentliche Hilfe, oft geradezu eine Voraussetzung. Das wird von bestimmten „Praktikern“ oft verkannt, wenn sie nicht durch die Mühen der Aneignung eines fachlichen Diskurses gehen wollen, weil sie keine aufwendige Arbeit der Metareflexion von Praxis gehen wollen, in der jedoch letztlich Fachlichkeit, Professionalität, Wissenschaftlichkeit gründen. Sie bevorzugen „die Sprache des einfachen Mannes“, „weibliche Sprache“, „Alltagssprache“ – alles (auf den zweiten Blick) höchst komplexe Realitäten, macht man sich daran zu verstehen, was denn eigentlich mit diesen Begriffen gemeint ist. Die psychoanalytischen und die systemischen Sondersprachen sind äußerst differenziert und komplex, wenn sie elaboriert angewandt werden und nicht vulgarisiert, als Jargon vernutzt werden (was leider allzu oft geschieht, vgl. *Ebert* 2001). Beim Integrativen Sprachspiel steht es nicht anders !

Beschwerlich wird es, wenn Begriffe und Konzepte über umfängliche Werke zerstreut sind, nicht klar definiert oder – wo das nicht oder noch nicht möglich ist – zumindest doch „hinlänglich genau“ umrissen werden. Für die Integrative Therapie sollen deshalb nachstehend einige Begriffe und Kernkonzepte (wesentliche Theoriebestände) umrissen werden.

Fachsprachen, Fachkonzepte und -begriffe müssen immer, wenn wir es mit Nicht-Fachleuten, mit Menschen aus „Alltagswelten“ (die oft genug selbst Fachwelten sind: die des Technikers, Grafikers, Bankers) zu tun haben, – wie in der Therapie beständig der Fall – in alltagssprachliches Erklären und Erzählen rücktransformiert oder umtransformiert werden. In der Psychotherapie sind Konzepte und Begriffe, die einfachen Menschen nicht prägnant verständlich gemacht werden können, unbrauchbar, weil für die Menschen unsinnig. Der durchaus nicht immer einfache begrifflich-konzeptuelle Apparat der Integrativen Therapie ist in hohem Maße und mit einer sehr plastischen, sinnhaft-konkreten Qualität in Alltagssprachen zu transponieren und mit Alltagswissen zu konnektivieren, so dass seine Konzepte verständlich sind oder werden, faszinieren und überzeugen. Diese „Zupassungen“ müssen jeweils spezifisch für die Lebens- und Sozialwelten, für die Gesprächs- und Erzählkultur der AdressatInnen erfolgen. Um diese so bedeutsamen Transferleistungen der „Umwandlung des Fachbegriffes in flüssige, zugängliche und eingängige Erklärungen“ soll es hier aber nicht gehen, sondern eben um die fachlichen Konzeptualisierungen, aus denen einige „Kernkonzepte“, Konzepte, die zum zentralen Theoriebestand des Verfahrens „Integrative Therapie“ gehören, herausgegriffen werden, nicht zuletzt mit Bezug auf die Ausführungen im voran stehenden Text.

2. Erkenntnistheoretischer Zugang: Exzentrizität, Transversalität, Ko-respondenz, komplexes Lernen, pluriforme Modellbildung, Integration – Elemente einer „Metahermeneutik“ auf dem Boden von „Leiblichkeit“ und „Mentalisierung“

Erkenntnis ist ein vielschichtiges, komplexes Konzept und bedarf – wie kaum ein anderes - eines polytheoretischen Zugangs: Evolutionsbiologie und Neurowissenschaften, Philosophie und Kulturwissenschaften, Psychologie und Soziologie/Sozialwissenschaften haben unverzichtbare Perspektiven entwickelt. Nicht vergessen werden darf die Kunst, denn die „ästhetische Erfahrung“ (Petzold 1999q) ist ein eminenter Weg des Erkenntnisgewinns. Erkenntnis und Erkenntnissuche sind als spezifische Qualitäten des Menschen zu sehen: als individuelles Erkenntnisvermögen und Erkenntnisstreben jedes Subjektes und als kollektive Suche nach neuen Erkenntnissen und Wissensständen über den Menschen und den Kosmos, die zum „Erkenntnisgegenstand“ des rastlos forschenden Menscheinges, der Gemeinschaft aller Forschenden gemacht werden. Dabei gibt es für den Erkenntnisgewinn drei nicht hintersteigbare Voraussetzungen (vgl. idem 1988n, 178):

1. Das *Leib-Apriori* (Apel 1985) – jede Erkenntnis erfordert ein funktionsfähiges Cerbrum eines lebendigen menschlichen Leibes;
2. das *Bewusstseins-Apriori* – jede Erkenntnis erfordert den cerebralen Aktivierungszustand des Bewusstseins;
3. das *Priori der Sozialität* – menschliche Erkenntnis erfordert Sozialität und die von ihr in Prozessen der Mentalisierung kollektiver Erfahrungen hervorgebrachten symbolischen Formen und Denksysteme (Sprache, kollektive mentale Repräsentationen).

Auf dieser Grundlage werden komplexe, mehrperspektivisch gewonnene Erkenntnisse möglich, kann „komplexes Lernen“ auf der individuellen und kollektiven Ebene ermöglicht werden. Dabei besteht für alle Erkenntnisprozesse ein „strukturelles punctum caecum“, ein naturbestimmter Fleck: Die neuronalen und cerebralen *Wahrnehmungs-* und *Verarbeitungskapazitäten*, wie sie in einem dreidimensionalen „Mesokosmos“ der erlebten Nahwelt im Verlauf der Evolution ausgebildet wurden. Sie sind weder für die Nanowelt des Mikrokosmos noch für die Unendlichkeiten des Makrokosmos ausgelegt oder für das Denken in vieldimensionalen Räumen. Diese Grenzen werden in der Zukunft indes von Quanten- und DNA-Computern, cyborgisierten Menschen und der Robotik mit Biokomponenten, von Replikanten gar überschritten werden (Brooks 2002; Streeb-Lieder 2004), was faszinierende und bedrohliche Perspektiven eröffnet und nicht unerhebliche erkenntnistheoretische, anthropologische und ethische Probleme aufwerfen wird (Haraway 1995; Petzold 2002h).

» **Integrative Therapie** ist „*theoriegeleitet*“. Theorie als „mental durchdrungene, komplex betrachtete und erfasste Wirklichkeit“ bestimmt auf dem Boden koreflexiver und diskursiver Auseinandersetzung die Interventionen und muss in der Praxis *selbst zur Intervention* werden.
Integrative Therapie ist im konkreten Vollzug „*angewandte Theorie*“, die sich in der Praxis und durch die Praxis immer wieder koreflexiv und ko-respondierend weiterentwickelt, eine *transversale* Qualität gewinnt, und sie ist in diesen Überschreitungen „*Praxeologie*“.
Integrative Therapie als Praxeologie ist „*kreative Therapie*“, die Theorien, Methoden, Techniken und Medien in kreativer/kokreativer Weise einsetzt und entwickelt und den Therapeuten/die Therapeutin selbst als „kreatives Medium“ und koaktive Gestalter sieht.
Integrative Therapie ist „*ethikgeleitete Therapie*“, die ihr Handeln an Werten orientiert, welche in einer „*Grundregel*“ für die Praxis umrissen wurden.
Integrative Therapie gründet in systematischer „*methodischer Reflexion/Metareflexion*“ und zielt auf sorgsame, für neue Impulse, Ideen, Forschungsergebnisse offene, gemeinsame, ko-respondierende Weiterentwicklung des Verfahrens und seiner Methoden. «

Integration wie wir sie in unserem Ansatz verstehen, ist kein summativer *Eklektizismus*, auch das wird uns unterstellt. Dass dies unzutreffend ist, sollte in den bisherigen Überlegungen zu einer „differenziellen Integrationstheorie“ deutlich geworden sein (vgl. Sieper 2006). Ihr Ordnen und Sichten, ihr Konnektivieren zielt auf Klärung von Positionen und, wo möglich auf dialektisches Vorantreiben von potentiellen Synthesen. Dabei richten wir uns auf *Heraklits* Form der Dialektik (Petzold, Sieper

1988b), Widersprüchliches, so es geht, zu verbinden, wobei eine höhere Ebene gewonnen werden kann. In diesem Prozess spielt die von *Sokrates* und *Platon* entfaltete Dialektik als allgemeine Methode der Wahrheitsfindung durch Überwindung widersprüchlicher Meinungen im Dialog – wir sprechen von „polylogischen Ko-respondenzen“ (*Petzold, Sieper* 1977a, *Petzold* 1978c, 2002c) – eine zentrale Rolle. Wesentlich ist, dass nicht alle Widersprüche aufgelöst werden können, sondern dass auch fruchtbare Differenzen bestehen bleiben können, die allerdings als *konnektivierte* nicht zu destruktiven Antagonismen ausufern müssen.

- »1. Zum einen „**Schwache**“ bzw. „**colligierte Integrationen**“, deren integrative Leistung darin besteht, Verschiedenes, Getrenntes, Unverbundenes in Kontakt zu bringen, zu *konnektivieren*, zu vernetzen. Gehört man zu einem Netz, ist man verbunden und in einer „leichten“ Weise integriert – wie minimal auch immer. Diese Form unterscheidet sich zum anderen von den
2. „**starken Integrationen I**“ bzw. „**intentionale Integrationen**“. Diese kommen durch einen Metadiskurs zustande, durch dialektisierende und metahermeneutische Prozesse der Systematisierung und Elaboration, die Verschiedenes, Informationen, ja ganze Wissenssysteme in einer *übergeordneten Synthese* zusammenführen. Dafür wurden ausführlich spezifische Integrationsregeln erarbeitet (*Petzold* 1994a; 1998a; *Petzold, Sieper* 1993, 53ff, 56ff, 65, 68 und besonders 78). Es tauchen aber ungeachtet solcher, mit hohem Arbeitseinsatz und systematischer Ausarbeitung gewonnenen starken Integrationen noch weitere Phänomene auf, die als
3. „**starke Integrationen II**“ bzw. „emergente Integrationen“ bezeichnet wurden (*Petzold* 1988t, 5, 2002b). Sie entstehen bei hoher informationaler Dichte in hoch- oder gar hyperkonnektivierten, polyzentrischen Wissensnetzen/Systemen. Es handelt sich um Synergiephänomene (*Petzold* 1974j, 303f), Prozesse „dynamischer Regulation“ (*Petzold, Orth, Sieper* 2005), die in komplexen Systemen immer wieder aufgrund nichtlinearer Vernetzungen in systemischer Selbstorganisation „emergieren“ als eine neue, jede einfache Dialektik aufsprenghende, umfassende und offene Realität.« (*Petzold* 2002b).

Die verschiedenen Integrationsmodalitäten können sequenziell aufeinander folgen, zuweilen auch synergetisch zusammenwirken. Sie können metareflexiv überdacht werden und bleiben, da ihre Ausgangskomponenten bekannt bzw. identifizierbar bleiben, auch prinzipiell veränderbar bzw. reversibel. Integrationen sind damit nicht physiologischen Assimilationen gleichzusetzen.

2.1 Metatheoretische Kernkonzepte

An dieser Stelle seien nur einige Konzepte, die im Rahmen der Erkenntnistheorie und des Integrationskonzeptes (*Sieper* 2006) des Integrativen Ansatzes Bedeutung haben, angesprochen:

2.1.1 Exzentrizität, Mehrperspektivität, Hyperexzentrizität, Hyperzentrizität

Unter *Exzentrizität* wird die spezifisch menschliche Fähigkeit verstanden, zu sich selbst in Distanz gehen zu können, die Zentriertheit des Organismus in seiner Leiblichkeit und ihrer Lebenswelt „virtuell“ zu übersteigen, um sich selbst (die Innenwelt) und die Welt (die Außenwelt) aus der Distanz zu betrachten und dabei natürlich nie die Zentrierung und auch Gebundenheit im Leib- und Bewusstseins-Apriori je ganz verlassen zu können. *Plessner* (1928, 1970) hat mit dem Konzept der „exzentrischen Positionalität“ einen zentralen Ertrag philosophischer Anthropologie auf den Begriff gebracht, aber diese letztendliche Unmöglichkeit exzentrischer Selbstüberschreitung nicht klar genug herausgestellt (*Schmitz* 1996, 182). Geschieht das pluridisziplinär (mit unterschiedlichen fachlichen „*Optiken*“), aus unterschiedlichen „*Perspektiven*“ (der von Einzelpersonen oder von Gruppen – Alters- oder Gendergruppen, Ethnien oder Kulturen – von „communities“, „Professionen“, aus verschiedenen zeitlichen/historischen Blickwinkeln) entsteht *Mehrperspektivität*, die (in der Zeit stehend) einen Prozess der *transversalen* Durchquerung von Wirklichkeiten konstituiert und damit ein vielfältiges Bild dieser Wirklichkeiten bietet, das ihrer *Polymorphie*, ihrer Vielgestaltigkeit entspricht. Durch diese Differenziertheit (*différance*, *Derrida*) werden *Konnektivierungen* von Verschiedenem, *Synopsen* und *Synergien* möglich gemacht und „starke“ und „schwache“ Integrationen erforderlich und realisierbar. Wird der epistemologische „Blinde Fleck“ mitbedacht, werden die Prozesse des „Wahrnehmens, Erfassens, Verstehens, Erklärens“ in der „hermeneutischen Spirale“ auf ihre neurowissenschaftlichen Voraussetzungen und soziohistorischen und kulturellen Determinierungen

metareflektiert, erweitert sich die Hermeneutik zur *Metahermeneutik*, die für uns *strukturell* als ein Arbeitsprogramm definiert ist – *open ended*. In ihr entsteht *Hyperexzentrizität*, die aber – es sei nochmals betont – solange sie eine humanoide, nichtrobotische ist in der Basis der *Leiblichkeit* und der *Lebenswelt* zentriert bleibt. Die Lebenswelt heute kann aber nicht mehr lokal bzw. in einem Nahraum gesehen werden. Regionale Ökotope sind von globalisierten Einflüssen mehr und mehr bestimmt, so dass die Menschen ihr Zentriert-Sein in der „Welt als Ganzer“ begreifen müssen, und das wird lebensnotwendig. Wird das *Eingebettetsein* (*embeddedness*) in das mundane Ökosystem realisiert, so wird dieses in seiner Qualität als *Hyperzentrizität* erkennbar (die Ozonschicht der Erdatmosphäre, die Temperatur der Weltmeere sind für die Erde – unser Zentrum – insgesamt von zentraler Bedeutung). Denn unser Zentrum ist nunmehr nicht mehr nur eine lokale Heimat, unser Zentrum und unsere Heimat ist diese Welt: unser Heimatplanet.

Das Verhältnis von *Exzentrizität/Hyperexzentrizität* und *Zentrizität/Hyperzentrizität* in angemessener Weise zu handhaben, wie es der Natur des Menschen gemäß ist (etwa mit Blick auf etwaige genetische und cerebrale Selbstmanipulation, Selbstcyborgisierung etc.) und wie es die mundane Ökologie als Grundlage aller Lebensprozesse erfordert (etwa mit Blick auf genetic engineering, Öko- und Klimasystem gefährdende Produktions- und Konsumpraxen, in denen im wahrsten Sinne des Wortes *Lebenswelt* konsumiert wird, bis sie sich nicht mehr regenerieren kann), das stellt sich dem Menschen, der Menschheit als Aufgabe, die über ihre Zukunft, ihr Überleben entscheiden wird. *Hyperexzentrizität*, die uns High-Tech-Forschung und globalisierte Forschungsanstrengungen in ihrem internationalisierten „joining“ in nie zuvor da gewesener Weise möglich macht (ich kann diese Zeilen, vor dem Hintergrund der Rezeption immenser vorhandener Wissensstände schreiben, und sie können verstanden werden), darf Folgendes nie aus dem Blick verlieren: Es sind immer wir Menschen selbst, mit unserer Sicht der Welt und unserer Selbst, die Erkenntnisprozesse initiieren und vollziehen, und dass es durchaus für uns *vitale Zusammenhänge* in der Lebenswelt, im System dieses wunderbaren Planeten geben kann, die unseren, für den Mesokosmos ausgelegten Sinnen und Hirnkapazitäten und Beute-Ausbeute-Stragien *strukturell uneinsehbar* sind und uneinsichtig bleiben werden – und das ist keine irrationale, obskurantistische oder mystifizierende Aussage, die Mutter Gaia hinter dem Nornengespinnst wähnt, sondern eine Position äußerster wissenschaftlicher Nüchternheit. Ein hyperexzentrisches Wissen um unser *strukturelles punctum caecum* -, müsste zur Konsequenz haben, dass alle Interventionen in unser humanorganismisches System und in das mundane Ökosystem mit großer Eingriffstiefe und -weite, dass alle „Megainterventionen“ mit nicht wirklich kalkulierbaren Risiken, mit äußerster Skepsis und Vorsicht betrachtet und „Hyperexaminationen“ unterworfen werden müssten, vorab! Etwaige Mega-Folgen werden nicht einholbar sein.

2.1.2 Transversalität, Dekonstruktion – Diskurse der Freiheit

» **Transversalität** ist ein Kernkonzept, das das Wesen des „Integrativen Ansatzes“ in spezifischer Weise kennzeichnet: ein offenes, nicht-lineares, prozessuales, pluriformes Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, das in permanenten Übergängen und Überschreitungen (*transgressions*) die wahrnehmbare Wirklichkeit und die Welten des Denkens und der Imagination, die Areale menschlichen Wissens und Könnens durchquert, um Erkenntnis- und Wissensstände, Methodologien und Praxen zu konnektivieren, ein „Navigieren“ als „systematische Suchbewegungen“ in Wissenskomplexität und Praxisbereichen, in denen die Erkenntnishorizonte und Handlungsspielräume ausgedehnt werden können. « (Petzold 1981f, 1988t)

Eine solche Konzeption ist keineswegs „identitätslos“, ohne Standort, sondern begründet eine transversale Identität, die radikal „prozessual“ gesehen wird, *herakliteisch* eben.

Methodische Wege, um **Transversalität** zu erlangen sind: 1. die „**metahermeneutische Mehrebenenreflexion**“ (Petzold) erforderlich, in welcher Realsituationen, aber auch Konzepte mit hoher „**Exzentrizität**“, ja „**Hyperexzentrizität**“ angeschaut und überdacht, sowie mit „**Mehrperspektivität**“, unter verschiedenen Blickwinkeln und Optiken betrachtet werden (Jacob-Krieger, Petzold et al. 2004). Sie berücksichtigen 2. dabei noch eine **Diskursanalytik** (Foucault), die eine „Archäologie“ von Begriffen und Ideen betreibt, nach verborgenen Traditionen/**Diskursen** des Denkens, nach normativen Vorstellungen und Praxen sucht, die sich – unbemerkt von denen, die sie weitertragen – fortschreiben. Es wird zudem 3. auch noch eine Praxis von **Dekonstruktion** (Derrida) gepflegt, die darum weiß, dass jede Wirklichkeit, jedes theoretische Konzept, jeder Begriff mehrdeutig ist, mehr umschließt und beinhaltet, als auf den ersten Blick zugänglich ist. So manches ist in ihm eingeschmolzen und

„wirkt“, es finden sich „**Implikate**“ (*Petzold*), die jenseits der Intentionen der Begriffsverwender noch einen „anderen Sinn“ transportieren, der eventuell dem Intendierten entgegensteht:

Beispiel: Wir wollen, wie viele religiöse Gebote, Verfassungstexte und Deklarationen affirmieren, „Brüderlichkeit“ – ein hoher Wert! - doch der Begriff schließt genderhegemonial die Schwestern aus (ähnlich wie die Versöhnung, den „verlorenen Sohn“ im Blick hat und nicht die „Töchter“, die „unvertöchtert“ die „gefallenen und verstoßenen Mädchen“ bleiben. Geschwisterlichkeit grenzt die Nicht-Verwandten aus, schreibt Clan-Denken fort. Man müsste von „Mitmenschlichkeit“ sprechen, das wäre das Resultat dekonstruktivistischer Analyse. -

Dekonstruktivistische Analysen und Diskursanalysen in den Prozessen der **metahermeneutischen Mehrebenenreflexionen** zielen auf ein Denken von Vielfalt, ein Reflektieren, Koreflektieren und Metareflektieren, das sich selbst zum Gegenstand macht, einerseits *kulturalistisch* seine Grenzen und Determiniertheiten durch Vorannahmen, Hinter- und Untergründe – z. B. durch Ideologien, kollektive mentale Repräsentationen, historische und ökonomische Einflüsse, Genderbestimmtheit, Eurozentrismus etc. – zu erkennen sucht, andererseits *neurobiologisch* die Bedingungen solchen Denkens, das cerebrale Funktionieren zu begreifen, um durch diese doppelte Betrachtungsweise **Transversalität** zu gewinnen. Mit ihr kann man Offenheit für Neues erhalten, Dogmatismen gegensteuern, eine Freiheit der „anderen Sicht“, des „Anders-Denkens“ (*Foucault*) gewährleisten und damit „komplexes Lernen“ auf der individuellen und kollektiven Ebene ermöglichen. **Transversalität** braucht die Anderen, das Denken und Tun der Anderen, braucht *Polyloge*, *Ko-respondenz*, braucht und stiftet „Diskurse der Freiheit“.

2.1.3 Ko-respondenz, soziale Konstruktionen, komplexe persönliche und soziale „mentale Konstruktionen“ (Mentalisierungen/Hypermentalisierungen)

Ko-respondenz ist Erkenntnisprinzip und Erkenntnismethode des „Integrativen Ansatzes“. Es setzt die Anderen als Mitsubjekte und damit *Intersubjektivität* und *Polylogik* voraus. *Ko-respondenz* kommt in der Theorie, in der Praxeologie und in der Praxis als Leitprinzip zum Tragen und gewährleistet, dass in aller notwendigen konzeptuellen Vielfalt, in allen erforderlichen und angemessenen Differenzierungen ein *integrierendes Moment* wirksam bleibt, und sei es nur das des *Konnektivierens*, des In-Beziehung-Setzens.

Ko-respondenz als komplexes Lernen und Handeln muss deshalb als etwas eminent Praktisches gesehen werden. Im Sinne eines interaktionalen, diskursiven, *polylogen* Geschehens aufgefasst, also von der Metaebene auf eine Handlungsebene gebracht, wird Ko-respondenz wie folgt verstanden:

» **Ko-respondenz** als konkretes Ereignis zwischen Subjekten in ihrer Andersheit, d. h. in **Intersubjektivität**, ist ein synergetischer Prozess direkter, ganzheitlicher und differentieller Begegnung und Auseinandersetzung auf der Leib-, Gefühls- und Vernunftsebene, ein **P o l y l o g** über relevante Themen unter Einbeziehung des jeweiligen Kontextes im biographischen und historischen Kontinuum mit der Zielsetzung, aus der Vielfalt der vorhandenen **P o s i t i o n e n** und der damit gegebenen **M e h r p e r s p e k t i v i t ä t** die Konstituierung von Sinn als **Kon-sens** zu ermöglichen [und sei es Konsens darüber, dass man **Dissens** hat, den zu respektieren man bereit ist]. Auf dieser Grundlage können konsensgetragene **Konzepte** erarbeitet werden, die Handlungsfähigkeit als **Ko-operation** begründen, die aber immer wieder **Überschreitungen** durch **Ko-kreativität** erfahren, damit das *Metaziel* jeder Ko-respondenz erreicht werden kann: durch ethisch verantwortete Innovation eine humane, **konviviale** Weltgesellschaft und eine nachhaltig gesicherte mundane Ökologie zu gewährleisten. Das aber muss wieder und wieder geschehen, denn polylogische Ko-respondenzprozesse sind transversal und damit prinzipiell nicht abschließbar. « (*Petzold* 1999r, 7; vgl. *ibid.* 23, vgl. 1991e, 55).

Im Fettdruck erscheinen Kernkonzepte des Modells:

polylogische Ko-respondenz ⇒ **Konsens/Dissens** ⇒ **Konzepte** ⇒ **Kooperation** ⇒ **Kokreativität¹** ⇒ **Konvivialität**.

Gesperrt erscheinen Konzepte relevanter Referenztheorien bzw. Theoretiker: Ereignis und Ueberschreitung/Transgression sensu *Foucault* (1998, *Petzold, Orth, Sieper* 2000), Subjekt/Intersubjektivität sensu *Marcel* (1967), Andersheit sensu *Levinas* (1983), Position sensu *Derrida* (1986), Mehrperspektivität sensu *Merleau-Ponty* (1964, 1966) und *Petzold* (1998a).

Ko-respondenz in ihrer kooperativen und kokreativen Umsetzung ist immer mit komplexen Lernprozessen verbunden, allein schon, weil in Ko-respondenzprozessen immer mehr als ein Teilnehmer involviert ist. Menschen und Menschengruppen als ko-respondierende sind „lernende Systeme“ und entwickeln sich als Lernende in den Prozessen des Lernens. Sie konstruieren im Sinne der sozialkonstruktivistischen Position von *Berger* und *Luckmann* gemeinsame Welten als „social worlds“ (*A. Strauss*).

2.1.4 Mentalisierungsprozesse – Mentale Repräsentationen

» Unter **social world** verstehe ich die „von einer sozialen Gruppe ‘geteilte Perspektive auf die Welt’, eine ‘Weltsicht’ (mit ihren belief systems, Wertvorstellungen, Basisüberzeugungen im Mikro- und Mesobereich), eine ‘Weltanschauung’ im (Makro- und Megabereich). Soziale Welten in Makrobereichen prägen etwa über einen ‘Zeitgeist’ Mikro- und Mesobereiche entweder konformierend – man stimmt zu - oder divergierend – man lehnt sich auf, stemmt sich gegen die Strömungen des Zeitgeistes. « (*Petzold* 2000h).

Dieses Konzept phänomenologischer Soziologie liegt nahe bei dem sozialpsychologischen Konzept der „*répresentations sociales*“ (*S. Moscovici* 2000; *Marková* 2003), die aus Ko-respondenzprozessen hervorgehen und, wie wir sagen „communities of social representations“ (*H. Petzold*) konstituieren (Therapierichtungen, Glaubensgemeinschaften, Fan Clubs etc.).

Ich habe die überwiegend kognitiv orientierte – aber auch durchaus breiteren Möglichkeiten Raum gebende – Theorie von *Moscovici* auf der Grundlage meiner „Integrativen Theorie“ und von Konzepten *Vygotskijs* für interventive Praxeologien wie Beratung und Therapie zu einer Theorie „**komplexer mentaler Repräsentationen**“ erweitert: für den **individuellen Bereich** als Konzept „**persönlicher**“ bzw. „**subjektiv-mentaler Repräsentationen**“, die leibhaftig in einer biologisch-somatischen (cerebralen, neuronalen, immunologischen) Basis gründen – alles Mentale hat im Leib seinen Boden, der *mens* (Geist) wird nicht vom *corpus* (Körper) getrennt sondern in Begriffen wie „social body“ oder „Leibsubjekt“ synthetisiert, die den in Sozialisation und Enkulturation durch „Verkörperungen“ (*Petzold*) bzw. „Einleibungen“ (*Hermann Schmitz*) ausgebildeten **personalen Leib** bezeichnen. So bleiben die konkreten *Erfahrungen* eines *richtigen* Weges (idem 2004i) durch unübersichtliches Gelände – wie sie Alltagserfahrungen in der Phylogenese der Hominiden waren - nicht nur als Erinnerung an Steigungen und Kehren, an Hindernisse und Stege in Form informationaler Konfigurationen (*Sieper, Petzold* 2003) im Leibgedächtnis, sondern bieten die Grundlage für „*Prozesse der Mentalisierung*“.

» Unter **Mentalisierung** verstehe ich aus der Sicht der Integrativen Therapie die *informationale Transformierung*² der konkreten, aus extero- und propriozeptiven Sinnen vermittelten Erlebnisinformationen von erfahrenen Welt-, Lebens- und Leibverhältnissen, die Menschen aufgenommen haben, in *mentale Information*. Die Transformierung geschieht durch *kognitive, reflexive* und *ko-reflexive* Prozesse und die mit ihnen verbundenen Emotionen und Volitionen auf *komplexe symbolische Ebenen*, die Versprachlichung, Analogisierungen, Narrativierungen, Mythenbildung, Erarbeitung vorwissenschaftlicher Erklärungsmodelle, Phantasieprodukte ermöglichen. Mit fortschreitender

¹ Zum Konzept der **Kokreativität** vgl. *Petzold* (1998a) und *Iljine, Petzold, Sieper* (1990), zum Konzept des „**komplexen Lernens**“ in der Integrativen Therapie und Agogik vgl. jetzt *Sieper* (2001) und *Petzold* (1983i), *Petzold, Orth, Sieper* (1995a).

² *Petzold, van Beek, van der Hoek* (1994).

mentaler Leistungsfähigkeit durch Diskurse, Meta- und Hyperreflexivität finden sich als hochkulturelle Formen *elaborierter Mentalisierung, ja transversaler Metamentalisierung* künstlerisch-ästhetische Produktion, fiktionale Entwürfe, wissenschaftliche Modell- und Theorienbildung sowie aufgrund geistigen Durchdringens, Verarbeitens, Interpretierens, kognitiven und emotionalen *Bewertens* von all diesem die Ausbildung ethischer Normen, die Willensentscheidungen und Handlungen regulieren können. Prozesse der *Mentalisierung* wurzeln grundsätzlich in (mikro)gesellschaftlichen Ko-respondenzprozessen zwischen Menschen, wodurch sich individuelle, *intramentale* und kollektive, *intermentale* „Repräsentationen“ unlösbar verschränken (Vygotskij, Moscovici, Petzold). Je komplexer die Gesellschaften sind, desto differenzierter werden auch die *Mentalisierungen* mit Blick auf die Ausbildung komplexer Persönlichkeiten und ihrer Theorien über sich selbst, ihrer „theories of mind“³. Und desto umfassender wird die Entwicklung komplexer Wissenschaftsgesellschaften selbst mit ihren Theorien- und Metatheorien neuro- und kulturwissenschaftlicher Art über sich selbst: *Hypermentalierungen*. Es entstehen auf diese Weise permanente Prozesse der *Überschreitung* des Selbst- und Weltverstehens auf der individuellen und kollektiven Ebene, eine *transversale Hermeneutik und Metahermeneutik* als unabschließbarer Prozess (Petzold 2000h)«.

Durch Mentalisierung entwickelte sich über die Jahrtausende der menschliche Geist, lt. *mens*, dieses hohe Vermögen der Vernunft und Geistigkeit, „mind“ and „the minding of mind“ **auf dem Weg** der Menschen durch die Evolution (Petzold, Orth 2004) bis zu den gegenwärtigen hyperexzentrischen Mentalisierungen, die erkennen können, dass auch in der extremsten Selbstüberschreitung der sich als Subjekt selbst zu ergründen suchende Menscheng Geist es immer selber ist, der sich zu objektivieren sucht, das Subjekt sich aber niemals vollends zum Objekt machen, es bleibt durch das *strukturelle punktum caecum* begrenzt – und es ist schon viel, das zu wissen. Für den **kollektiven Bereich** dient uns das Konzept „**sozialer**“ bzw. „**kollektiv-mentaler Repräsentationen**“, die natürlich auch, da sie individuell „verkörpert“ sind, die „subjektiven Theorien, Gefühle und Willensregungen“, d.h. die „**subjektiv-mentalen Repräsentationen**“ durchfiltern:

» **Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt – sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-respondenzen und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirklichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder – etwas futuristisch, aber mental schon real –, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb (Petzold 1992a, 901) eine diskursive und eine aktionale Her-

³ Dieser Term TOM bezeichnet die Fähigkeit, sich vorstellen zu können, was im „mind“ eines Anderen vor sich geht (Fletcher et al. 1995): „Ich weiß, dass er weiß, ich weiß, was er meint, sich denkt, was er empfindet etc. ... und ich weiß, dass er es weiß“ – Grundbedingung für menschliche Kommunikation und Empathie. Das Konzept kam mit der Frage von Primatenforschern auf: „Does the chimpanzee have a theory of mind?“ (Premack, Woodruff 1978; Woodruff, Premack 1979). Die „Emergenz“ der TOM ist der große Quantensprung auf dem WEG der Hominiden durch die Evolution – darüber sind sich Evolutionsbiologen, -psychologen und -philosophen heute einig (Buss 1999; Kennair 2004; Petzold, Orth 2004b). Es geht also nicht nur um höchst differenzierte Vorstellungen über den „mind“ von anderen – in komplexen sozialen Situationen, in Mehrpersonensettings auch über die „minds“ von anderen – zu entwickeln, sondern auch um die Fähigkeit, Vorstellungen über Vorstellungen, Metarepräsentationen, auch „*Metarepräsentationen meiner selbst*“ (theory of my mind), hervorzubringen, die die bildgebenden Verfahren der Neurowissenschaften sogar aufzeigen können (Fletcher et al. 1995; Voegely et al. 2001).

meneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht. « (Petzold 2000h)

In den kollektiven Repräsentationen betonen wir gegenüber dem traditionellen Ansatz von *Moscovici* stärker, dass in ihnen natürlich Individuen mit ihrer „*intermentalen* Wirklichkeit“ (*Vygotskij*) repräsentiert sind. Klar aber ist, dass es sich um Wissen von Kollektiven handelt, um ihr Alltagswissen und ihre Erträge fachlichen Wissens, um spezifische *Themen* (*Moscovici* 2000; *Marková* 2003), die als gemeinsames Wissen vorhanden und in kulturellen Dokumenten und Traditionen „archiviert“ sind und deshalb kollektiv genutzt werden können. „Social representations are sharply distinguished from mental and kollektive representations. Being embedded in history and culture, social representations manifest themselves in public discourses, which touch in some fundamental ways upon social realities, e.g. political, ecological or health related“ (ibid. I). Diese Schärfe der Unterscheidung, theoretisch sinnvoll, treffe ich im praxeologischen Kontext nicht, weil die „social representations/représentations sociales“ einerseits Kommunikation und Polylogie ermöglichen (durch kollektive Verstehensraster und Verständnisinhalte), andererseits sie auch konstituieren, denn sie sind letztlich aus der spezifischen, vielstimmigen Dialogizität (*Bakhtin* 1981) von polylogischen Korrespondenzprozessen (*Petzold* 1991e) hervorgegangen, für die gilt: „Dialogicality is more than I-Thou“ (*Marková* 2003, 80). Es gibt „*représentations sociales*“ von hohem Abstraktionsgrad und großer Reichweite und solche mit einem geringeren Geltungsrahmen, so dass ich Mikroformate (z.B. familiale), Mesoformate (etwa spezifisch für soziale Gruppen) und Makroformate (z. B. schicht-, ethniespezifische) soziale Repräsentationen unterscheidet, was sich als durchaus nützlich. In der „*intramentalen* Wirklichkeit“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und Wollen von Kollektiven mit ihren relevanten Themen präsent. Das im Integrativen Ansatz so wesentliche Konzept der „Verkörperung“ wird durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zur „leibhaftigen Dialogik“ (im Anschluss an *Bakhtin*, vgl. *Mihailovic* 1997) und zum „embodied mind“ (*Lakoff, Nuñez* 2001; *Nuñez, Freeman* 2000) unterstützt. Der Begriff „mental“ ist deshalb nicht als „Konstrukt der Vergeistigung“ sondern im Gegenteil als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „verleiblicht“ und als „sozialer“ gedacht wird und der die in Prozessen „**komplexen Lernens**“ (*Sieper, Petzold* 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende „Inkorporierung erlebter Welt“ umfasst, als mentale Bilder, bei deren Vorstellung auch die damit verbundenen Physiologien, aber auch die kollektiven soziokulturellen Wertungen aufgerufen werden: beim Gedanken an einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes und zugleich die kulturelle Norm eines angemessenen Ausdrucks – ein Hologramm des Lebens.

» **Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch **subjektiv-mentale Repräsentationen** genannt - sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisation* interaktiv erworbenen, d. h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann verkörperten Bilder und Aufzeichnungen über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-Selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-Selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitiven Aspekten, die sich in interaktiven Prozessen „*komplexen Lernens*“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen **Repräsentationen**“ (vom Intermentalen der Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/Überlebenswissen, *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d. h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen. « (*Petzold* 2002b)

Die Theorie der komplexen „**kollektiv-mentalen** bzw. **sozialen Repräsentationen**“ muss immer mit der der „**subjektiv-mentalen** bzw. **persönlichen Repräsentationen**“ verbunden betrachtet werden und vice versa, denn bei fehlender oder unzureichender *Passung* liegen hier erhebliche Konfliktpotentiale zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „sozialen Repräsentationen“ hin bzw. zu anderen Menschen mit anderen „social worlds“ hin.

2.1.5 Komplexes Lernen und Emergenz

Meta- oder Basisnarrativ der Hominiden des Sapiens-Typus

» Die grundsätzliche und umfassende Lernfähigkeit der Hominiden, die Veränderbarkeit von Genexpressionen und Genregulationen, die Neuroplastizität des menschlichen Gehirns und Nervensystems und die damit gegebene Modifizierbarkeit von kognitiven Landkarten, emotionalen Stilen, Mustern der Regulationskompetenz aufgrund von „exzentrischer und reflexiver“ Auswertung und volitionaler Umsetzung von Erfahrungen sind die wesentlichsten, evolutionsbiologisch höchst sinnvollen Selektionsvorteile der Hominiden vom Sapiens-Typus. Diese exzentrische Lernfähigkeit und modulierbare Regulationskompetenz muss als das zentrale Programm, als das „Basisnarrativ“ des Homo Sapiens angesehen werden, von dem alle anderen Narrative (Brutpflege-, Paar-, Aggressionsverhalten etc.) bestimmt werden können. « (Petzold, Orth 2004b)

In der Psychotherapie geht es um *Lernen* – um was sonst? Und dies durchaus in einem spezifischen Sinne, denn in einer generalistischen Sicht sind Lebensprozesse in der Welt des Biologischen ohnehin immer auch Lernprozesse. *Menschliches Lernen* wurzelt in diesen biologischen Prozessen der Informationsaneignung, ist aber dadurch gekennzeichnet, dass es „*persönlich bedeutsam*“ werden kann (Bürmann 1992; Petzold, Sieper 1972b, 1977; Sieper, Petzold 1993). Im „Integrativen Ansatz“ wurde dem Thema des Lernens deshalb von seinen Anfängen an Bedeutung zugemessen, was zur Erarbeitung eigenständiger theoretischer und praxeologischer Positionen für „Lernen“ (Sieper 2001) und „Lehren“ (Petzold, Brown 1977; Petzold, Orth, Sieper 1995) führte. Ein kompakter Text mag hier als Illustration genügen:

» **Lernen** ist die durch Hirnprozesse geschehende (Gadenne, Oswald 1991) Veränderung einer Verhaltensmöglichkeit und gründet einerseits in Prozessen der bewusst wahrnehmenden Beobachtung, aber auch der subliminalen Wahrnehmung [von außenweltlichem- und innerleiblichem Input] und ihren begleitenden emotionalen Resonanzen sowie der weitgehend unbewussten, konnektivierenden und zugleich diskriminierenden Vernetzung mit mnestisch archivierten Erfahrungen (Perrig et al. 1993), die differentiell - d.h. modalspezifisch (Emelkamp 1990) - und holographisch (Pribram 1979; Petzold, 1983i) - d.h. ganzheitlich szenisch/atmosphärisch - wahrgenommen und aufgezeichnet/archiviert wurden und leicht spontan abrufbar (*retrievals, retrieving*) oder internal aktivierbar (memories, memorising) sein sollen. Lernen beruht andererseits auf den mit diesen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsprozessen verbundenen Handlungsabläufen (*perception-processing-action-cycles*, Petzold et al. 1994; Newell 1991; Bertenthal, Clifton 1997), auf bewusstem und systematischem oder nicht-bewusstem, fungierendem **Üben**. Die Aspekte der Beobachtung, der Konnektivierung und der Übung kommen auch in komplexen narrativen, interpretativen und diskursiven Lernprozessen 'höherer Ordnung' - z.B. Problemlösungs- oder Diskursstrategien - zum Tragen. Denn wenn man immer wieder in Ko-respondenzprozesse, Begegnungen und Auseinandersetzungen zu theoretischen und praxeologischen Fragen in systematische Metareflexionen auf mehreren Ebenen und mit verschiedenen theoretischen Optiken eintritt, so erfolgt ein Üben im multiplen Konnektivieren, im Bilden von Synthesen, im kokreativen Finden von Lösungen, ein Schärfen komplexen 'Wahrnehmens, Erfassens, Verstehens, Erklärens' und mit dem iterativen Durchlaufen dieser '**hermeneutischen Spirale**' ein fortwährendes Erweitern der persönlichen und (bei Gruppen) kollektiven Sinnerfassungs-, Sinnverarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität bzw. des vorhandenen **Emergenzpotentials**.

„Unter **Emergenzpotential** wird die Fähigkeit des personalen/cerebralen Systems verstanden, aufgrund vorhandener Wissensbestände und der Kapazität, sie komplex zu konnektivieren und zu konfigurieren, neue Möglichkeiten des Denkens und Verhaltens hervorzubringen.“

Darin liegt die Möglichkeit sowohl individueller wie auch kollektiver Entwicklung, die Fortschreibung der biologischen Evolution durch Transgression in die kulturelle Evolution. Grundlage bleibt dabei die untrennbar zu sehende Verschränkung der Interaktion von informationsgesättigter (natürlicher und sozialer) Umwelt [I] mit dem Organismus und seiner durch ein immenses Netzwerk von Genen [II] bestimmten Ausstattung. (Diese Ausstattung ist im Sinne von kontextaktualisierbarer Information [vgl. Oyama 1985] zu sehen, die allerdings auch kokreativ veränderbar ist). Sie bewirkt über ultrakomplex konnektivierte neuronale Netzwerke Verhaltensperformanzen [III]. Diese wiederum ermöglichen ein 'environmental feedback' auf solche Performanzen [IV] (Gelingen, Misslingen, erneute

Korrektur, erneutes Misslingen, gegebenenfalls Selektion oder Zugrundegehen) und damit potentiell das Emergieren neuer Formen aus 'einem Prozess'. « (Petzold 1999r, 13, vgl. Petzold 1990b, Petzold, Ebert, Sieper 1999).

2.2 Pluriforme Konzept- und Modellbildung

Auf dem Hintergrund von „komplexem Lernen“ werden differenzierte Modelle und pluriforme Konzeptbildungen möglich, die indes nicht mit „Eklektizismus“ gleichbedeutend sind, wenngleich durchaus immer wieder mit einem Zugang eines „systematischen, methodisch kritische reflektierten Eklektizismus“ *gesammelt* werden kann, was es an neuen und interessanten Entwicklungen, Forschungsergebnissen und Erkenntnissen gibt. Das Gesammelte wird dann systematisch auf „Anschlussfähigkeit“ anhand von spezifischen „Integratoren“ (auf der Ebene der Erkenntnistheorie, Anthropologie, Persönlichkeitstheorie, Krankheitslehre etc.) ausgewählt, konnektiviert, bearbeitet – experimentierend im Sinne der „*bricolage*“, dem Zusammensetzen eines Puzzlespiels nach *Claude Lévi-Strauss* (es wird dann von von „collagierenden“ oder „*schwachen Integrationen*“ gesprochen), um dann *konstruktiv* anhand theoretischer Leitprinzipien zu konsistenter Modell- und Konzeptbildung zu gelangen (dialektische oder „*starke Integrationen*“). Der Begriff „Eklektizismus“ – früher geradezu ein Schimpfwort in der Wissenschaft – ist schon lange kein „Unwort“ mehr. Er kennzeichnet ein *temporäres* Umgehen mit Komplexität. Dann allerdings muss es zu Überschreitungen in die Richtung konsistenter Theorienbildung kommen, die *konnektionistisch* – im Sinne nichtlinearer Systeme bzw. Netzwerkmodelle – Emergenzen von Modellbildungen ermöglichen und/oder in dialektischer Konstruktion zu einem differenzierten eigenständigen Theorie-Praxis-Modell gelangen, welches eine hinlängliche Strukturstabilität gewährleistet (indem es z. B. forschungsgestützt ist, Forschungsergebnisse integriert und Forschungsfragestellungen anstößt), aber auch offen für Weiterentwicklungen ist und „anschlussfähig“ (*Luhmann* 1992) gegenüber Referenzwissenschaften. Damit wird wiederum „komplexes Lernen“ möglich. Temporärer systematischer Eklektizismus mündet so in ein *konnektionistisches, transversales* Integrationsmodell.

3. Anthropologische Kernkonzepte der Integrativen Therapie - die Position eines differentiellen, interaktionalen Monismus

Anthropologische Kernkonzepte sind gegründet und bestimmt von kulturellen Diskursen und Wissensständen, d.h. also kulturgebunden – zum Beispiel eurozentrisch. Das darf bei den folgenden Ausführungen nicht ausgeblendet werden, die deshalb immer einer kritischen, kulturalistischen Metareflexion bedürfen, was allein die unterschiedlichen Bedeutungskonnotationen im eigenen europäischen Kulturkreis eines so zentralen anthropologischen Begriffes wie *Geist (nous, mens, mind, esprit, duch)* zeigt oder die damit verbundenen differenten Auffassungen im „Körper-Seele-“, „body mind-“, „corps et esprit“ Problem.

Vor diesem Hintergrund haben wir die Position eines *differentiellen, interaktionalen Monismus* als Ausgangspunkt gewählt und können damit die anthropologische Sicht des „biopsychosozialen Modelles“ (idem 2001a) in der Integrativen Therapie in kompakten Definitionen verdeutlichen mit einem differentiellen und integrativen **Leibbegriff**, der das **Körperkonzept** einschließt und es zugleich grundsätzlich übersteigt. Das hat für die Praxis der Behandlung große Bedeutung und bildet die Grundlage für die „ökopsychosomatische“ Perspektive des Integrativen Ansatzes und seines Selbstverständnisses als „biopsychosozialökologisches“ Verfahren (Petzold 2001a).

3.1 Informierter Leib, Leibgedächtnis, Lernen

Der Mensch ist ein multiperzeptives und multiexpressives Wesen, das beständig exterozeptiv wahrgenommene Reize und durch sein Expressionsverhalten permanent selbsterzeugte 'movement produced information', propriozeptive Stimulierungen – und damit Information - aufnimmt. Damit kommt ein Kernkonzept der IT in den Blick: das des „**Informierten Leibes**“ (Petzold 1988n, 2002j). Er wird durch multiple Stimulierung mit Information gespeist, von der Embryonalzeit über die Lebensspanne hin (idem 1999b) und reguliert sich in dynamischen Binnen- und Binnen-Außenfeld-Regulationen. Dass damit keine reduktionistisch-biologistische Position, sondern eine integrative, biologische und philosophische Anthropologie verbindende (idem 2003e) eingenommen wird, illustrieren folgende Texte.

» Der wahrnehmungs-, handlungs-, speicherfähige menschliche **Körper/Organismus** (σῶμα), der eingebettet ist in die Lebenswelt, wird durch seine Fähigkeiten zur „**Verkörperung**“, zur „**Einleibung**“, zur „**schöpferischen Gestaltung**“ in Enkulturations- und Sozialisationsprozessen zum „**subjektiven Leib**“, zum „**bewegten Leibsubjekt**“, das sich mit seinen Mitsubjekten *kokreativ* interagierend in seinem Kontext/Kontinuum bewegt (*interacting subject embodied and embedded*). Dieses anthropologische Konstrukt des „**Leibsubjektes**“ wird definiert als die in der somatischen Basis und ihrer Geschichte gegründete „Gesamtheit aller sensorischen, motorischen, emotionalen, volitiven, kognitiven und sozial-kommunikativen *Schemata* bzw. *Stile*“ in ihrer aktuellen Performanz. Darunter ist das fungierende und intentionale Zusammenspiel mit dem Umfeld zu verstehen, die bewusst und unbewusst erlebten Inszenierungen und die in ihnen ablaufenden **dynamischen Regulationsprozesse des Leibsubjekts**. Sie werden als Prozesse „komplexen Lernens“ mit ihren Lernergebnissen mnestisch im „Leibgedächtnis“ archiviert. Der verleiblichte Niederschlag *differentieller Information* über das Zusammenwirken von somatischem Binnenraumerleben und Kontexterleben in der „Selbsterfahrung“ (d. i. im „Leibgedächtnis“ festgehaltene Erfahrung multipler Stimulierung) ist Grundlage des „**informierten Leibes**“ aus dem als Synergem ein „**personales Leib-Selbst**“ *emergiert*, das ein reflexives/metareflexives **Ich** und dadurch eine hinlänglich konsistente, gedächtnisgesicherte **Identität** entwickeln kann. Das anthropologische Konstrukt des **Leibsubjekts** wird damit zu einem persönlichkeits-theoretischen Konzept erweitert. Die „**leibhaftige Person**“ als **Selbst-Ich-Identität** konstituiert sich durch die jeweils erinnerten und in ihrer aktuellen Performanz im *Kontext-Kontinuumbezug* erlebten und mit Anderen inszenierten *Schemata/Stile*. Sie kann sich fungierend-regulationsfähig und reflektierend-handlungsfähig in ihren Interaktionen mit Anderen in der Welt steuern und entwickeln. « (Petzold 2000h, Präzisierung von 1996a, 283)

1. Der menschliche Organismus, der Mensch, dieses „**multisensorische Wesen**“ (Petzold 1988n, 196ff; 205r; Orth, Petzold 1993), braucht „**multiple Stimulierung**“ im „interpersonalen Kontakt“, d.h. Informationen durch sensorischen Input von allen Sinnen, durch die er zum „informierten Leib“ (idem 2002j) wird – von Säuglingszeiten an durch nahe Bezugspersonen. Diese Anregungen führen zu „**multiexpressivem Verhalten**“ mit allen Ausdrucksmöglichkeiten (Sprache, Gesang, Gestik, Farben etc.). Folglich wurden von uns zerebral beeinträchtigte Säuglinge und Kleinkinder oder verhaltensauffällige Kinder mit multisensorischer und mit motorischer Stimulierung behandelt, und es wurden ihnen Medien zur Anregung von Ausdruck in vielfältiger Form zur Verfügung gestellt. Auch bei psychiatrischen und gerontopsychiatrischen PatientInnen wurden diese Wege mit Gewinn beschritten (Petzold 1988f, g, 1990c, 1997z, 2005a; Petzold, Goffin, Oudhoff 1993; Petzold, van Beek, van der Hoek 1994 usw.) 2005a; Petzold, Goffin, Oudhoff 1993; Petzold, van Beek, van der Hoek 1994 usw.):

In den antiken Tempelkrankenhäusern des Asklepios und der Hygieia wurde mit Musik, Tanz, Drama, Aromen etc. gearbeitet (Petzold, Sieper 1990b). Reil (1803) bot in seinem psychiatrischen Krankenhaus ein ganzes Arsenal stimulierender Maßnahmen an. Litowschenko et al. (1976) stellten besonders gute Lerneffekte fest, wenn Informationen über mehrere Sinneskanäle angeboten wurden. Lurijas hirnerkrankte Patienten erhielten neuromotorische und sensumotorische Anregungen. Wir haben die „erlebniszentriert-stimulierende Modalität“ als 3. Weg der Heilung und Förderung“ in der Integrativen Therapie besonders kultiviert (Petzold 1988n, 2003a; Petzold, Orth, Sieper 2005), weil er durch die Bereitstellung „alternativer Erfahrungs- und Ausdrucksmöglichkeiten „dysfunktionale Muster hemmt und die Bahnung neuer Muster fördert. Der „informierte Leib“ erhält neues Lebenswissen.

2. Der Mensch, dieses „**symbolisch interagierende Wesen**“, braucht „**intermediale Konnektivierungen**“, vom Malen ins Sprechen, vom Tanze/Bewegen ins Malen und weiter ins Gedicht, gestaltete Sprache, um das Erlebte zu erfassen. „Sprache hat fundamentale Bedeutung für Wahrnehmung und Gedächtnis, Denken und Handeln. Sie organisiert unsere innere Welt“ (Lurija 1992, 51). In unserer „intermedialen Kunsttherapie mit kreativen Medien“ (Orth, Petzold 1990a, 1990c) haben wir dieses Prinzip konsequent umgesetzt und auch auf die Arbeit mit Symbolen zentriert, denn man kann in der Tat von der „inneren Macht der Bilder“ (Hüther 2004) sprechen. Wir fokussieren Symbole, weil diese den Bereich des „Intermentalen“ (Vygotskij 1992, 236), die kulturelle Eingebundenheit, das „social Brain“ einbeziehen (Freeman 2002). Symbole sind „verdichtete sinntragende Zeichen, die von denjenigen, die die gleiche Sinnprovinz bewohnen erschlossen und ‚gelesen‘ werden können, und dies umso besser, je mehr das Symbol ihren Erfahrungshintergrund anspricht und auf diese Weise Wirkung entfaltet“ (Petzold 1988t; Petzold, Orth 1993a, 154). Diese Wirkungen sind z.B. das Beruhigen aufgewühlter Affekte und die Konstituierung von Sinnerleben. Neben der immensen Bedeutung der Körpersprache in unserem Ansatz, der nonverbalen Kommunikation, die unmittelbar mit dem zerebralen Fungieren verbunden ist (idem 2004h) wurde im Unterschied zu den sich oft als „nonverbale Therapieformen“ generierenden Kunsttherapien der Versprachlichung und dem kommunikativen Moment organisierter Symbolsprache immer hohe Bedeutung beigemessen. „Speech is a preeminent factor as an auto-regulator of behaviour ... Every symbolic system may be a powerful means of organising affect. This can be proved by the part that symbolic systems as images have played in the history of culture; they are connected with emotion and are widely employed in art, in the theatre etc. to organise affect“, wie Lurija (1933, 423) aufgrund seiner neuropsychologischen Untersuchungen bei PatientInnen konkludiert, bei denen er auch emotionsevozierende und kanalisierende Zeichnungen eingesetzt und die Wirkungen von bildlichen und sprachlichen Kanalisierungen studiert hat.

3. Der Mensch als das „**sich selbst gestaltende Wesen**“, das sein „**Selbst im kokreativen Kontakt mit Anderen gestaltende Subjekt**“ (Petzold 1975h, 1999q) braucht dem Mitmenschen für die Arbeit der „Selbstverwirklichung“ im „**Zusammenspiel schöpferischer Interaktion**“. Im Unterschied zur Idee der Antike, die die „*techne tou biou*“, die „Lebenskunst“ als Aufgabe des Einzelnen mit sich auffasste, der – so die Stoa – „Bildhauer seiner Existenz“ werden muss, wird von Petzold, der diesen alten Gedanken aufgenommen hat (wie Nietzsche und ihm folgend Foucault) der Akzent etwas anders gesetzt: die Anderen müssen in die Gestaltungsprozesse einbezogen werden. Das „**Selbst als Kunstwerk und Künstler**“ (Petzold 1999p) kann der Anderen nicht entbehren, sie werden ihm mit ihrer Kreativität, ihrer Wandelbarkeit Anforderung und Herausforderung, werden ihm kreative „Personmedien“ (Petzold 1977c; Sieper, Petzold 2001b; Wolff 1989), Medien seiner Selbst-

verwirklichung. Der Eine wie der Andere werden füreinander zu „kreativen Medien“ und können miteinander Leben gestalten, Glück finden und schaffen. Für diese gemeinsame Kreativität oder - wie *Petzold* (1975h, *Petzold, Orth* 1990a, 597) sagt - „Ko-kreativität“ sind Primaten durch ihre neuronale Organisation ausgestattet. Die so genannten „Spiegelneuronen“ (*Rizzolatti et al.* 1996; *Stamenov, Gallese* 2002; *Petzold* 2002j, 2004l) erlauben ihnen hochkoordinierte Aktivitäten und unterstützen auch empathische Funktionen. In wechselseitiger Stimulierung regen sie einander an, fordern sich heraus, spielen miteinander, reizen sich beginnen kreativen Wettstreit

So bildet sich im Prozess der Entwicklung eine beständig wachsende „**Sinnerfassungskapazität, Sinnverarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität**“ aus. (*Petzold* 1975h, 2003a) Für die Therapie hat das immense Konsequenzen: stets muss man, diese Kapazitäten (= Kompetenzen und Performanzen) fördern, und zwar **altersebenenspezifisch**. Dafür braucht man eine „klinische Entwicklungspsychologie in der Lebensspanne.“ (*Petzold* 1992d, 1999b)

» Eine „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ fordert zwingend eine „Integrative Therapie in der Lebensspanne.“ « (*Petzold* 1992e, 1999b)

» Der Mensch als Leibsubjekt ist durch ein differentielles und integriertes Wahrnehmen-Verarbeiten-Handeln unlösbar mit der Lebenswelt verflochten – mit den Menschen in Zwischenleiblichkeit, mit den Dingen in Handhabung. Er wird von den Gegebenheiten der Lebenswelt bewegt, beeinflusst, gestaltet und er wiederum bewegt, bearbeitet, beeinflusst sie kokreativ durch sein Tun und Wirken – in konstruktiver und auch in destruktiver Weise über die Lebensspanne hin. «

Der sich entwickelnde Mensch nimmt beständig Informationen auf wird mit diesen sich stets überschreitenden Informationszuflüssen **transversal "informierter Leib"** (*Petzold* 1988n, 192), dessen vielschichtiges Funktionieren von der Transmitteraktivität bis zur Grobmotorik, von der Wahrnehmung bis zur endokrinen Sekretion – den Molekülen also bis zum subtilen Gedanken im reflexiven Bewusstsein (*Petzold* 1988a; *Rose* 1992) - im "Leibgedächtnis" festgehalten wird, ein Kernkonzept, das nachstehend kurz präzisiert werden soll:

» Unter dem Begriff "**Leibgedächtnis**" (*Petzold* 1970c; 1981h), der im Integrativen Ansatz ursprünglich pänomenologisch-hermeneutisch konstituiert worden war, werden folgende Gedächtnissysteme gefasst: 1. Die neuronalen Speichersysteme⁴. Sie umfassen das kurzzeitig modalitätsspezifisch speichernde "*sensorischen Gedächtnis*" (*Cowan* 1995), das "*Kurzzeitgedächtnis*" (*Mayes* 2000), das „*Langzeitgedächtnis*“ - als 'deklaratives Gedächtnis' den Assoziationscortices (*Bailey, Kandel* 1993, 1995) zugeordnet - oder als 'prozedurales Gedächtnis' mit den Regionen Kleinhirn, Basalganglien, Parietallappen, somatosensorischer, motorischer Cortex, teilweise Präfrontalcortex verbunden (*Pascual-Leone et al.* 1995); 2. die immunologischen Speichersysteme⁵, z. B. die langlebigen Lymphozyten⁶. Erwähnt sei noch 3. das genetische Gedächtnis – ursprünglich Feld der „Vererbungslehre“ (*Vogt* 1969) -, das mit der Kartierung des menschlichen Genoms ein Zentrum öffentlicher Beachtung geworden (*Macilwain* 2000) ist und mit der behavioralen Genetik bzw. developmental genetics auch für den therapeutischen Bereich Perspektiven bietet (*Plomin* 1994, 2000), wobei das "*Lernen des Genoms*" kaum ein Feld psychotherapeutischer Intervention werden wird. « (*Petzold* 2002b)

Im Leibgedächtnis kommen all diese Bereichen des Gedächtnisses „*synergetisch*“ zum Tragen. Das genetische Gedächtnis (3.) stellt die Basisstrukturen bereit, in denen sich die Prozesse der neuronalen und immunologischen Gedächtnissysteme vollziehen können. „Aufgerufen“ und aktiviert werden können durch „events“ die Systeme 1 und 2, mittelbar auch das 3. System. - Bewusstseinsfähig werden können nur *Inhalte* von System 1 und auch das nur zu einem sehr geringen Teil (*Perrig et al.* 1993), weil die Mehrzahl der Prozesse als „fungierende Neurophysiologie“ abläuft (*Eichenbaum* 1996, 1999), durch nichts dem Bewusstsein zugänglich zu machen! Hier ist die Grenze jeder „auf-

⁴ *Cowan* 1988; *Daum, Ackermann* 1997; *Markovitch* 1997; *Murray* 2000; *Tulving* 1995, 2000

⁵ *Besedovsky, del Rey* 1991, *Schedlowski* 1994; *Schedlowski, Tewes* 1996, 1999

⁶ *Sprent, Tough* 1994; *Zinkernagel et al.* 1996

deckenden“ psychoanalytischen Arbeit. Das, was aber zugänglich ist und werden kann, ist immer mit der Gesamtreaktion des Leibes verbunden: Eine böse Erinnerung lässt Menschen erschauern, eine gute kann sie wohliger erschauern lassen – die „Gänsehaut“ ist beide Mal einbezogen, ein Amygdala-Arousal desgleichen.

» **Das Gehirn lernt** (und das gesamte neuronale System und die mit ihm verbundenen somatischen Systeme, z.B. die Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrindenachse). Es lernt in der Auseinandersetzung mit der wahrnehmend und handelnd erfahrenen Welt, hat es sich doch über die Evolution in dieser Auseinandersetzung mit all seinen Möglichkeiten und Grenzen ausgebildet und durch Lernen ausbilden können. Es ist dafür mit einer erheblichen Neuroplastizität ausgestattet – **über das gesamte Leben hin bis ins Alter** (Müller, Petzold 2002b). Das heißt, dass Menschen bis ins Alter lernfähig bleiben und ihre **Sinnerfassungs-, Sinnverarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität** erhalten, ja ausdehnen können, wenn die richtigen „auffordernden Situationen“ (Lewin, Gibson) ihnen die entsprechende Handlungs-/Lernmöglichkeiten in „Zonen optimaler Proximität“ (Vygotskij) bieten, wenn solche Angebote zum Erproben von Performanzen vorhanden sind oder zur Verfügung gestellt werden und **wahrgenommen** werden können, **Performanzen** anregen, was mit einem Zuwachs von Neuronen in den stimulierten und für entsprechende performativischen Handlungsvollzüge aktivierten Hirnregionen verbunden sein kann – wiederum bis in hohe Alter. Die „*affordances*“ der Umwelt, in die der Mensch eingebettet ist (embedded), die quer durch alle Erfahrungsbereiche bereitgestellten transversalen Informationen kommen im „komplexen Lernen“ zum Tragen. Informationen von der ökologischen und sozialen Umwelt und aus allen Bereichen der somatischen Innenwelt als physiologische Stimulierungen werden wahr- und aufgenommen und verleblicht (*embodied*) und das auf ganz konkrete Weise: Einerseits erfolgt Verleblichung auf der neurophysiologischen Ebene – mit der sich die Neurowissenschaften befassen - durch Auslösung spezifischer „Physiologien“ (Aktivität von Substanzen, die die Genregulation beeinflussen bzw. die als Neurotransmitter und Neuromodulatoren fungieren⁷), durch neue Transmitterkonfigurationen, neue Bahnungen, durch Zuwachs von Neuronen (*new sprouting*⁸). Andererseits erfolgt sie auf der personologischen Ebene – mit der sich Subjekttheorien und Persönlichkeitspsychologie befassen - durch Entwicklung neuer **Kompetenzen** und **Performanzen**, Wahrnehmungs-, Fühlens-, Wollens-, Denk- und Handlungsweisen, d. h. in komplexem Verhalten der „Person als ganzer“ durch Informationen als Sinn- und Bedeutungssysteme (es geht ja nicht nur um „bits“). So kann das Leibsubjekt begriffen werden als der **transversal „informierte Leib“** (Petzold 1988n, 192, 297, 351) – ein Kernkonzept der Integrativen Therapie und Agogik. **Menschliches Lernen** ist damit mehr als das Zusammenspiel neurophysiologischer Prozesse, ausgeschöpfte Neuroplastizität (Ratey 2001, 201ff; Spitzer 2000, 148ff). Es ist eine **ultrakomplexe Syntheseleistung** von unterschiedlichsten, hochvernetzten Prozessen des **Leibsubjektes** und seiner „wahrgenommenen“ relevanten Umwelt, bei der die faktische Wahrnehmung und ihre Bewertung (kognitives appraisal, emotionale valuation, vgl. Petzold 2002a, 432), der „subjektive Faktor“ also, größte Bedeutung hat - ein Mensch gestaltet die Bedingungen seines Lernens mit. Aber es wirken auch unabdingbar soziale und ökologische, „kollektive“ Faktoren: Kultur und Sozioökologie beeinflussen die Konditionen des Lernens nachhaltig, binden im Enkulturations- und Sozialisationsgeschehen individuelles und kollektives Lernen zusammen. « (Petzold 2002b)

Eine solche komprimierte Zusammenfassung bedarf natürlich der konkretisierenden praxeologischen Entfaltung, die an dieser Stelle nicht gegeben werden kann (vgl. idem 1993p). Sie liegt in der Linie der Lernkonzeption, die diese ganze Arbeit verfolgt:

» Wahrnehmen/Differenzieren/Konnektivieren ↔ Verarbeiten/Interpretieren/Integrieren ↔ Performanz/Handeln/Üben ↔ Wahrnehmen/Differenzieren/Konnektivieren ↔ usw. usw.«

Das sind die Schlüsselbegriffe. Die **Sequenzierung** ist dabei durchaus variierbar, abhängig von der Komplexität der Informationen. *Gibsonianer* vertreten ja mit guten Gründen eine unmittelbaren „*perception-action-cycle*“ (Heft 2001; Bertenthal, Clifton 1997), in dem die Prozesse nicht über die „cere-

⁷ Vgl. Kaczmarek, Levitan 1987; Bunin, Wightman 1999; Kullmann 1999

⁸ Vgl. Eriksson et al. 1998; Gould et al. 1999; Shors et al. 2001

brale Steuerzentrale“ laufen. Und derartige Prozesse gibt es – besonders im sensumotorischen Bereich. Bei komplexeren Vorgängen, immer wo Sprache, emotionale/kognitive Wertungen und Reflexion gefordert sind, kommen aber höhere cerebrale Aktivitäten mit ins Spiel, wie fMRI-Untersuchen zur emotionalen Beteiligung bei moralischer Urteilsfindung neuerlich beeindruckend gezeigt haben (Green et al. 2001). So läuft also ein „Wahrnehmungs-Verarbeitungs-Handlungszyklus“⁹ ab, in dem beständige Rückwirkungen bzw. Wechselwirkungen [↔] erfolgen.

Der „**informierte Leib**“ setzt seine Informationen frei, und je vielfältiger er sensorisch stimuliert wird – visuell, olfaktorisch, taktil etc.-, desto mehr Material wird in den Leibarchiven aktiviert, was akkumulativ zu Prozessen der *innersektoriellen Konnektivierung* cerebraler Modalitäten führt: das „Bild der Erinnerung“ wird komplexer, schärfer. Deshalb wird in der Integrativen Arbeit mit Leib und Bewegung, mit kreativen Medien bei vorliegender Indikation „*Erlebnisaktivierung*“ durch „*multiple Stimulierung*“ (Petzold 1988f) eingesetzt, die unendlich mehr an Gedächtnisaktivierung – nicht nur auf der Inhaltsebene des Verbalen, sondern auch auf der Ebene emotionalen und propriozeptiven Erlebens, des gesamtleiblichen Erlebens also – bewirkt als in assoziationsgegründeter psychoanalytischer Arbeit. Es ist auch anzunehmen, dass die Arbeit mit Gefühlen in der Prozesserlebensorientierten Therapie nach Greenberg, Rice, Elliott (2003) ihre Wirkungen auch aufgrund dieser Stimulierungseffekte hat, selbst wenn sie theoretisch anders konzeptualisiert. Das „erlebte Leibgedächtnis“, dessen sich der erinnernde Mensch „inne wird“, ist – obwohl es nur einen geringen Ausschnitt des vorhandenen, ja des aktivierten Materials zugänglich macht, als „subjektives Leibgedächtnis“, gesättigt mit *autobiographischen Memorationen* (Conway 1990) –, für das Selbst- und Identitätserleben des Subjekts von herausragender Bedeutung, eben weil es mit seinen vielfältigen Informationsebenen *kognitives, emotionales, volitives, somatomotorisches* und *perzeptives* Geschehen mit einbezieht, die gesamte Person involviert und *subjektiv bedeutsame* Erfahrungen und das Erleben von *persönlichem Sinn* (Petzold 2000k, 2001k, 2003k) ermöglicht – wiederum *leibhaftig*. Damit wird zu der neurowissenschaftlichen Perspektive wieder die phänomenologisch hermeneutische gewonnen: denn ohne persönliche Sinnsysteme (die von der Psychologie gut erforscht sind, vgl. Dittman-Kohli 1995) bleibt für das Subjekt, sein Erleben und Leben, bleibt damit auch für die subjektzentrierte, die „intersubjektive“ Psychotherapie das neurophysiologische Fundament ohne Bedeutung.

Bedeutsam wird es aber, wenn TherapeutInnen und KlientInnen darum wissen, dass in Prozessen multipler Stimulierung und den dadurch bewirkten Zuständen „transversaler Aktiviertheit“ es möglich wird, dass *korrigierende* und *alternative* Erfahrungen (es sei erinnert, sie werden differenziert, Petzold 1992a, 917f) aufgenommen und internalisiert werden können, wenn sie in der Therapie mit richtiger „Passung“ und in einer Qualität eines „multiplen sensorisch-stimulierenden Angebots“ bereitgestellt werden, so dass sie von PatientInnen angenommen werden und damit die Chance bieten, zu vorhandenen dysfunktionalen Gedächtnisinhalten durch die Verankerung neuer alternativer Inhalte einen Fundus bereitzustellen, auf den – Übung vorausgesetzt – im Lebensvollzug zurückgegriffen werden kann. Das korrektive bzw. alternative Erleben in der Beziehungserfahrung mit der Therapeutin oder in der Therapiegruppe (*Aktionsphase* des „Tetradischen Systems“, Petzold 1974j, 313) muss durch übende Sequenzen und Transferarbeit und -begleitung (*Neuorientierungsphase*, ibid. S. 333) verankert werden. Durch die Konzepte „informierter Leib“ und „Leibgedächtnis“ werden so in organischer Weise das *psychodynamische*, das *humanistisch-experientielle* und das *behaviorale* Paradigma verbunden, wie schon 1974 (ibid. S. 302) und im „Tetradischen System“ (ibid. 313 und schon Petzold 1970c, 29) aufgezeigt. Darin liegt ein besonderer Verdienst des Integrativen Ansatzes, der diese Verbindung über die Integratoren „Leib und Lernen“ ermöglicht hat.

⁹ Perception-processing-action-cycle, Petzold et al. 1994.

3.2 Multiple Stimulierung und dynamische Regulation

Auf allen Ebenen des komplexen Menschenwesens-in-der-Welt spielen sich dynamische Regulationsprozesse ab.

» Als **dynamische Regulation** bezeichnen wir den *Operationsmodus im Regulationsgeschehen von komplexen, lebenden Systemen*, durch den Systemfunktionen auf allen ihren Ebenen optimal wirksam werden können: *intrasystemisch* auf der physiologischen, emotionalen, kognitiven, volitionalen, *intersystemisch* auf der sozialen und ökologischen Ebene in variablen Umwelten mit wechselnden Kontext/Kontinuum-Bedingungen (Belastungen, Anforderungen und Chancen, *affordances*). Das schließt auch ihre optimierende Entwicklung, Veränderung, Neuorganisationen ein, die geschieht, wenn z.B. durch „*reafferente Progressionen*“, durch anregende Rückwirkungen (Reafferenzen) Entwicklungen angestoßen werden oder wenn durch „*multiple Stimulierung*“ aus der Systemumwelt oder durch „*multiple Konnektivierungen*“ (von intra- und intersystemischen Elementen, Prozessen) neue Lösungen, Verhaltensmöglichkeiten, ja ggf. neue Regulationsprinzipien sich spirallig-prozedierend entwickeln oder auch spontan *emergieren*. « (Petzold 1982d, vgl. Petzold, van Beek, van der Hoek 1994)

Für theoretisches Verstehen von Lebensvorgängen, für die Steuerungs- und Selbststeuerungsprozesse von Menschen ist dieses Modell von größter Wichtigkeit und auch für die Erarbeitung von Strategien der Behandlung und für die Entwicklung von Behandlungsmethoden.

» Der Begriff „**dynamische Regulation**“ ist von zentraler Bedeutung im Integrativen Ansatz. Er stammt aus der *Biologie* und ist aus der Beobachtung lebendiger *biologischer* Systeme hergeleitet, die durch Regulationsprozesse Wirkungen *multipler Stimulierung* (Petzold 1975 e, 1988f) aus den Umweltsystemen und dem eigenen organismischen Binnensystem ihre Funktionsfähigkeit aufrechterhalten, optimieren, entwickeln können. Er wurde in der russischen Physiologie und Neurobiologie von *Anokhin, Bernstein, Lurija* grundgelegt mit Konzepten wie „Steuerung, funktionelle Organisation“ oder findet sich bei *Goldstein* als „organismische Selbstregulation“. Heute wird er oft auch mit dem aus der *Physik* stammenden Prinzip der „Selbstorganisation“ verbunden (Es wird in der IT am Regulationsbegriff festgehalten, weil der biologische und der physikalische Systembegriff nicht vollends gleichgesetzt werden können, denn sie sind durch einen nicht übergehbaren Parameter unterschieden: *Leben*). Mit „dynamischer Regulation“ und „Selbstorganisation“ werden die spontan auftretenden Prozesse der Bildung bzw. Veränderung räumlich und zeitlich geordneter Strukturen/Formen in offenen, dynamischen Systemen bezeichnet, die durch das Zusammenwirken (die „Synergie“, Petzold 1974j) von Teilsystemen zustande kommen. Die nichtlineare Systemdynamik offener physikalischer Systeme fern vom thermodynamischen Gleichgewicht (*Prigogine*) ermöglicht durch Nutzung von Energie aus dem Umfeld *Selbstorganisation*. „Dynamische Regulation“ ermöglicht die Erklärung von Veränderungs- und Entwicklungsprozessen als Zustandsübergänge, wie sie seit der Antike mit Begriffen wie „Metamorphose/Gestaltwandel“ oder „Krisis“ (Petzold 1990b) beschrieben wurden und heute Gegenstand der Theorie der „dissipativen Strukturen“ (*Prigogine*), der „Katastrophentheorie“ (*Thom*) oder der „Synergetik“ (*Haken*) sind. « (Petzold 2000h)

Diese Konzepte wurden im Kontext meiner neuro- und psychomotorischen Forschungs- und Behandlungsarbeit „in der Lebensspanne“ an meiner Abteilung für klinische Bewegungstherapie an der FU Amsterdam entwickelt, wo u. a. mit Säuglingen, Psychiatrie

- und GerontopatientInnen gearbeitet wird (*Salvesbergh* 1993; *Dröes* 1991) und motorische und cerebrale Prozesse untersucht werden (vgl. die Arbeiten von *Frank et al.* 2000 oder von *Beek et al.* 1995; *Daffersdorfer et al.* 1995). Sie gelten insgesamt für das Entwicklungsgeschehen lebender Organismen, so auch für Entwicklungen des Gehirns im biosozialen Kontext –besonders, wenn man eine ökologische bzw. **ökopsychosomatische** Perspektive bezieht (siehe 4.1 die Definition von „Ökopsychomatik“ vgl. 2006p, t). Stimulierung aus den ökologischen Gegebenheiten und aus gesellschaftlichen Aktivitäten mit ihren jeweiligen Niveaus an Komplexität wirken auf das Gehirn und beeinflussen seine Entwicklung, andererseits ermöglichen die cerebralen Entwicklungen in ihrer Differenziertheit das Entstehen gesellschaftlicher Komplexität und geben Impulse für Fortschritt (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994).

» In **Regulationssystemen** mit „**dynamischen Regulationsprozessen**“ verstehen wir unter „**Regulationskompetenz**“ die Steuerprogramme von Regulationsprozessen (also die Narrative/Strukturen, die „software“) und unter „**Regulationsperformanz**“ verstehen wir den Vollzug von Regulationsprozessen nach diesen Programmen (also die Ablaufmuster). Beides ermöglicht im **Regulationssystem** die grundsätzliche Fähigkeit des Organismus bzw. des aus dieser biologischen Basis emergierenden Subjektes, in verschiedenen Bereichen Abläufe zu steuern – von der *intrasystemischen/-personalen* Ebene, etwa der biochemischen, über die Ebene endokrinologischer Abläufe (z.B. HPA- Achse), emotionaler und kognitiver Regulationsvorgänge bis zu höchst komplexen Regulationsmustern der „Selbstregulation“ des gesamten Regulationssystems, zu dem auch die Steuerung von *intersystemischen/-personalen* Regulationsvorgängen und immer auch Entwicklungsprozesse und -perspektiven gehören. Steuerprogramme für die Regulationskompetenzen, welche Performanzen auf unterschiedlichen Ebenen kontrollieren, werden *Narrative* (Schemata, Muster, Scripts) genannt. «(Petzold 2000h)

Regulation ist abhängig von multiplen innersomatischen und extrasomatischen Stimulierungen, die den Leib mit Informationen speisen.

» **Stimulierung** wird verstanden als komplexe erregende *exterozeptive*, Außenweltbedingte und *propriozeptive*, innersomatische Reizkonfiguration mit spezifischem **Informationswert** - z.B. durch die Amygdala als 'gefährlich' oder 'ungefährlich' bewertet [emotionale *valuation*] und durch den Hippocampus und den präfrontalen Cortex aufgrund archivierter Erfahrung eingeschätzt [kognitives *appraisal*]. Durch die stimulierungsausgelösten mnestischen Resonanzen im Gedächtnis des 'informierten Leibes', des 'Leibgedächtnisses', einerseits sowie durch die Qualität des weiterlaufenden und aufgenommenen Stromes von stimulierender Information andererseits, werden Regulationsprozesse beeinflusst und die psychophysiologische Erregungslage des Menschen (Organismus und Leibsubjekt zugleich!) intensiviert, weiter erregt (up regulation, kindling, hyperarousal, z. B. durch adverse Faktoren) oder abschwächt, beruhigt, gehemmt (down regulation, quenching, relaxation, z.B. durch protektive Faktoren), was mit dem entsprechenden neurohumoralen Geschehen verbunden ist und Bahnungen bestärkt oder schwächt. Das hat für die Konzipierung konkreter Interventionspraxis erhebliche Bedeutung, denn der Therapeut und das therapeutische Setting müssen entsprechende Stimulierungskonfigurationen bereitstellen können, um die Prozesse **dynamischer Regulation** adäquat zu beeinflussen. « (Petzold 2000h)

Hier werden natürlich vertiefte Bezüge zur Integrativen Theorie „komplexen Lernens“ und zu ökologischen Lernmodellen der **Kontextualisierung** und **Dekontextualisierung** erforderlich (Sieper, Petzold 2002; Petzold 2006t). Lernen ist in hohem Masse *kontextspezifisch*. Das Aufwachsen in miserablen Wohnverhältnissen, z.B. im Devianz- und Drogenmilieu, führt bei vielen Klienten zu einer (aus gesellschaftlicher Perspektive betrachtet) *dysfunktionalen Kontextualisierung*, die - aus dem Erleben des Subjekts – durchaus *funktional* sein kann: Gewalt, Raub, Drogen sichert das Überleben in dem devianten Milieu. Derartige Milieu-faktoren sind sehr stark. Sie bahnen die Organismus-Umwelt-Passung bis in die neuronale Ebene, so dass Veränderungen kaum möglich sind, es sei denn, der Mensch wird aus dem Devianzmilieu genommen und wird „**dekontextualisiert**“ - wie wir das etwa mit den therapeutischen Gemeinschaften unternommen haben (Petzold, Vormann 1981) und wie es heute auch bei den **integrativen sozialpädagogischen Einrichtungen** optimal geschieht (2006t). Szenemusik und Szenesprache, Kleidung und Habitus werden „gebannt“, damit nicht alte, erlernte „*affordances*“ (das sind Wahrnehmungs-Handlungsmöglichkeiten, Gibson 1979) alte dysfunktionale *Performanzen* triggern, vielmehr waren wir bemüht, diese zu „hemmen“ (Grawe 2004). Gleichzeitig aber müssen neue **Kontextualisierungen** erfolgen mit der Aufnahme neuer Stimulierungen, die neues Lernen ermöglichen, Informationen, die wirken, sich einschleifen, Bahnungen und Bereitschaftspotentiale ausbilden.

3.3 Hominität und Humanität

„Menschen sind nicht aus Dyaden, sondern aus **Polyaden** hervorgegangen. Ihre evolutionsbiologische Ausstattung hat sie für das Leben in Gruppen ausgerüstet, weil sie aus dem Leben in Gruppen, in 'Wir-Feldern' in **Polyaden** zu Menschen geworden sind. Schon Säuglinge können sich früh auf mehrere Caregiver einstellen. Gehen sie etwa bei Katastrophen verloren, können sie eine andere Pflegeperson, Amme, Ziehmutter (allother) annehmen. Sie sind nicht 'geprägt', auf ihre Mutter programmiert. Sie brauchen kompetente Pflegepersonen, an die sie sich auch habituieren, aber sie sind nicht auf die 'Mutter-Kind-Dyade' verwiesen. Sie brauchen **familiale Polyaden**. Entwicklungspsychologie muss deshalb 'Netzwerke' untersuchen. Ihre dyadologische Fixierung unter dem Eindruck des psychoanalytischen Paradigmas etwa in der traditionellen Bindungsforschung, die auf Dyaden fokussiert, hat eine Fülle von Forschungsartefakten hervorgebracht. Sie werden natürlich von dyadisch arbeitenden Psychotherapeuten gerne aufgenommen, weil sie ihrer dominierenden Arbeitsform entsprechen und ihre Ideologien stützen. Sie sehen nicht, dass Menschen von ihrer biopsychosozialen Verfasstheit bis in die Grundlagen ihres zerebralen Funktionierens mit „social brains“ (Freeman) polyadisch ausgerichtet sind (was natürlich Dyaden und Triaden einschließt), dass Säuglinge in Familiengruppen hineingeboren werden, Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Senioren polyadisch orientiert sind und fast alle Menschen in ihren letzten Stunden im 'Schoße der Familie' ihr Leben beschließen wollen“ (2002h).

In solchen **Polyaden** haben sich **Humanität** und **Hominität** im Verlauf der Evolution in den ökologischen Verhältnissen dieser Welt herausgebildet (Petzold 2006j, p):

» Der Mensch als **Leibsubjekt** ist durch ein differentielles und integriertes Wahrnehmen -Verarbeiten-Handeln unlösbar mit der **Lebenswelt** verflochten – mit den Menschen in Zwischenleiblichkeit, mit den Dingen in ihrer Handhabung. Er wird von den Gegebenheiten der Lebenswelt bewegt, beeinflusst, gestaltet, und er wiederum bewegt, bearbeitet, beeinflusst sie kokreativ durch sein Tun und Wirken – in konstruktiver, Hominität und Humanität fördernder Weise, aber auch in destruktiven Aktionen der Dehumanisierung und Inhumanität.«

Die Integrative Therapie vertritt mit Bezug auf ihr Menschenbild, wie es in den „Grundformeln“ (vgl. 3.1) gefasst ist, ein anthropologisches Metakonzept der „**Hominität**“ (Petzold 1991a, 21, 2000h), des Menschenwesens in seinen Eigenheiten, die einmal unter Genderperspektiven betrachtet werden müssen, zum anderen in ethnische- und kulturspezifischen Ausfaltungen, schließlich in historischer Sicht, denn Hominität ist keine transhistorische, invariante Konstante sondern **Hominität** „in Entwicklungsprozessen“, die allerdings an das Milieu von **Humanität** gebunden sind, das die Dignität, die Freiheit, den Frieden, die Möglichkeiten eines „guten Lebens“ und „kultureller Entfaltung“ als **Humanessentialien** (idem 2002h; Petzold, Orth 2004b) zu gewährleisten hat.

Im Folgenden sollen einige Begriffe und Kernkonzepte erläutert werden, die als Elemente der erweiterten „anthropologischen Formel“ auftauchten. Die einzelne Elemente der verschiedenen Formeln sollen nachstehend definiert bzw. präzisiert werden (siehe die Formeln Seite 28 dieses Textes, die *Siglen* erscheinen nachfolgend in eckigen Klammern), wobei ausdrücklich auf „Interpretationserfordernisse“ – unter zeitgeschichtlichen und kulturspezifischen Rahmenbedingungen - hingewiesen wird, auf die eurozentrischen Vorlagen der Konzepte und des Konzeptualisierens. Es wird also - trotz aller Konsistenzbemühungen dieses Ansatzes – keineswegs der Anspruch eines transhistorischen oder transkulturellen Modelles erhoben, wie dies bei anthropologischen Aussagen von „Schulen“ der Therapie häufig zu finden ist, sondern es wird eine „Vorlage für Korrespondenzprozesse und Polyloge“ geboten:

3.4 Körper und Leib

LEIB ist im Sinne eines „*differentiellen, interaktionalen Monismus*“ (Petzold 1988n) das Zusammenspiel von *anorganisch-materieller* (philosoph. „stofflicher“) und *organismisch-materieller* (philosoph. „belebter“) sowie *transmaterieller* (philosoph. „bewusster“ bzw. „bewusstseinsfähiger“) Wirklichkeit.

Hierzu einige Erläuterungen:

Materie (unbelebte, anorganische) wird physikalisch als „Teilchen in Wechselwirkungen“, Materiefeld in Wechselwirkung mit der klassischen Raum-Zeit bzw. als Wahrscheinlichkeitsverhältnisse im Hilbert-Raum der Quantenmechanik verstanden. Nach der Einsteinschen Materie-Energieäquivalenz handelt es sich um zwei Zustandsformen von [physikalischer] Energie. Durch die Wechselwirkungen der Materie werden sowohl mikrophysikalische Elementarprozesse (Kern- und Atomaufbau, chemische Bindungsverhältnisse in Molekülen u.a.), die Eigenschaften der makroskopischen Materie, beschreibbar, ja können Modelle für den Aufbau und die Entwicklung des gesamten Kosmos geschaffen werden.

Organisches Leben (belebte, organische Materie) entstand aus *anorganischer* Materie (Gasen wie Methan, Ammoniak) unter Einwirkung elektrischer Entladungen und hoher Drücke, durch die sich kleine und größere Moleküle (vgl. das *Stanley L. Miller-Experiment*) bildeten, welche sich zu Molekülketten und dann zu Makromolekülen zusammenfügten (Aminosäuren, z. B. die am einfachsten gebaute Aminosäure, Glycin, nach der Reaktionsgleichung: $\text{NH}_3 + 2 \text{CH}_4 + 2 \text{H}_2\text{O} + \text{Energie} \rightarrow \text{C}_2\text{H}_5\text{NO}_2 + 5 \text{H}_2$, ermöglichten Proteine, Nucleinsäuren). Diese entwickelten und vermehrten sich in Selbstorganisations- und Autokatalyseprozessen (vgl. die Hyperzyklustheorie von *Manfred Eigen*). Makromoleküle ballten sich in kolloidaler Lösung aufgrund vielfältiger Konnektivierungen und interaktiven Reaktionen zu Koazervaten zusammen, die wiederum durch Selbstaggregation membranartige, sogenannte „Mikrosphären“ entstehen ließen. In all diesen Prozessen *emergierte* gleichsam aus der Nulllinie des Anorganischen (Zero-Emergenz \mathbf{E}^0) die immer noch geheimnisvolle – weil nicht mehr nur anorganisch-materielle - Qualität, die wir „*organisches Leben*“ nennen, über das Protobionten, Prokaryonten (z. B. Archaeobakterien) verfügen. Sie weisen Stoffwechsel auf, allerdings noch keine Informationsspeicherung und -weitergabe (Vererbung durch Desoxyribonucleinsäure). **Leben** transzendiert reine Materialität, weshalb wir auch beim „Belebten“ von einer **organismischen materiell-transmateriellen** Qualität sprechen.

Bewusstes Leben. In multiplen Umwelt-Organismus-Interaktionen und intraorganismischen Selbstorganisationsprozessen konnten in der Evolution des Lebendigen komplexe Nervensysteme entstehen. In dem Zusammenwirken *materieller*, biochemisch-bioelektrischer *Prozesse* mit den immer komplexeren *Strukturen* neuronaler Systeme höherer Tiere (Primaten) *emergieren* bei der ultrakomplexen Informationsverarbeitung *materiell* gegründete „geistig-seelische Qualitäten“. Es entstehen Bereiche „*transmaterieller* Informationen“, die auch als **mental-transmateriell** gekennzeichnet werden können. In den evolutionären Prozessen der Hominisation und der historischen Entwicklung von Humankulturen konnten mit wachsender Differenziertheit immer komplexere „Formate“ strukturierter Information hervorgebracht werden – wir sprechen auch von transformativen Konfigurierungen von Information (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994, 553ff) - bis hin eben zu „*mentalen Emergenzen*“ wie Qualia, Vorstellungen, Gedanken, subjektive und kollektive *mentale Repräsentationen* und *Metarepräsentationen* mit ihren Inhalten. Auf der Grundlage der Zero-Emergenz \mathbf{E}^0 entstanden also primäre, sekundäre usw. Emergenzen \mathbf{E}^1 , \mathbf{E}^2 , \mathbf{E}^n , *ibid.*), die auf unterschiedlichen Ebenen bewusstseinsfähig werden können. Es ist so aus dem *Materiellen* bzw. dem *organismischen Materiell-Transmateriellen*, d.h. dem *belebten Materiellen* des Cerebrums und seiner neurophysiologischen Prozesse eine Welt des **Mental-Transmateriellen**¹⁰ hervorgegangen (der Qualia,

¹⁰ *Transmaterielles* braucht immer das *Materielle* als Basis. Wir sprechen in diesem Kontext damit bewusst nicht von *Immateriellem*, der Vorstellung einer von der Materialität oder Energie (im Sinne des Äquivalenzmodells) unabhängigen „*geistigen*“ Wirklichkeit (dualistischer oder idealistisch-monistischer Charakteristik). Senu strictu ist die Vorstellung eines solchen *Immateriellen* (z. B. Gott bzw. die Annahme einer die Immanenz grundsätzlich überschreitenden Transzendenz) zunächst einmal ein transmateriell-mentales Geschehen, dessen Inhalt ein Konstrukt von „*transzendent Immateriellem*“ ist, das sich eigentlich aber der Vorstellung entzieht weil es jenseits des sensorisch und mental Erfahrbaren liegt geschweige denn – so *Kant* – sich empirisch nachweisen lässt. *Immaterielles*, so es denn existiert, bleibt radikal *apophatisch* und seine Annahme bleibt, das sei unterstrichen, damit immer eine Sache des persönlichen Glaubens.

Kognitionen, etc.), die ohne die materielle Grundlage, etwa der Prozesse im präfrontalen Kortex, nicht wären (daher **Monismus**), aber einen durchaus eigenständigen Bereich bilden, für den eine Rückwirkungsmöglichkeit ins **Organismisch-Transmaterielle** angenommen werden kann.

Beispiel: Die in einem Drohbrief aus dem Affekt niedergeschriebenen Gedanken eines Menschen „lösen“ sich mit der Niederschrift von der materiellen Grundlage des arbeitenden Cerebrums und stehen als *transmaterielle Information* auf dem Papier. Die schriftliche Drohung, löst beim bedrohten Leser des Briefes massive *psychische*, damit aber auch *physisch* objektivierbare Reaktionen aus. *Mentales, Transmaterielles*¹¹ – die gelesene brüskierende Äusserung, treibt dem Angeschriebenen die Röte ins Gesicht und den Puls nach oben, wirkt in also *somatisch* in den Organismus, in *Materiell-transmaterielles* und damit auch in *Materielles*). Aber es bleibt das Problem der Erklärung des „Wie“ der Wirkung offen, für das der substanzdualistische Interaktionismus des starken Emergenzmodells bislang keine befriedigende Lösung anbietet. Wir sprechen von **differentiellen** Reaktionen, weil diese mit psychologischen Methoden (z.B. Messung von Reaktionszeiten) und physiologischen Methoden (z.B. Messung von Kortisol- und Katecholaminausschüttungen) nachweisbar sind:

Transmaterielles wirkt ins Materielle.

Zurück zum **Beispiel:** Der Brief, in „abgekühltem Affekt“ vom Schreiber ein paar Tage später wieder gelesen, wirkt über den Text auch auf den Körper des Autors zurück. Der *transmaterielle* Inhalt erregt ihn nicht nur im Transmaterieell-Psychischen aufs Heftigste sondern verändert den biochemischen *organismisch-materiellen* Zustand seines Körpers, worauf er durch Einnahme eines Benzodiazepins sich physisch und dann auch psychisch beruhigt:

Materielles wirkt in Transmaterielles.

Aufgrund dieser *pänomenologisch* feststellbaren, **differentiellen** Wechselwirkungen sprechen wir von **interaktional**, wohl wissend, dass die Prozesse solcher Wirkung noch nicht aufgeklärt sind. Der tote *Körper* ist anorganische und tote organische Materie. Der lebendige Körper ist lebendige organische und anorganische Materie. Der lebendige, mit einem komplexen Cerebrum ausgestattete und damit bewussteinsfähige Körper verbindet *organische materielle* und *transmaterielle* Wirklichkeit zum **Leib**, der sich im Zustand der Vigilanz seiner selbst bewusst werden kann.

» Die **Leiblichkeit** des Menschen ist ein Synergem von materiellen und transmateriellem Prozessen.«

Der Ansatz eines *differentiellen, interaktionalen Monismus* bietet für das Verständnis von Pathogenese und Salutogenese, von psychosomatischen bzw. somatoformen Phänomenen ein nützliches Modell, wenn auch noch keine letztgültige Erklärung.

(Weitere Beispiele für das Verhältnis materiell/transmaterieell: Der sichtbare und greifbare, d.h. materiell anwesende Arm wurde amputiert, der *materielle Körper* wurde versehrt. Dennoch werden Phantomglied und Phantomschmerz des *transmateriellem Leibes* konkret erlebt. – „Erinnern Sie sich, wie Sie mit dem Schienbein seinerzeit an die scharfe Kante der Parkbank gestoßen sind! Sie spüren *jetzt* Schmerzen oder Schmerznachhall an der Stelle!“ Es sind kapillare Kontraktionen fest-

¹¹ Meine Differenzierung (Petzold 1988n; 2003a) **materieell** im Sinne des Paradigmas der klassischen Physik (Festkörper-, Teilchenphysik, gefüllt mit physikalischer *Information*) und der anorganischen Chemie, **transmaterieell** im Sinne der Biologie (Lebendiges) und Psychologie (Mentales) und **immaterieell** im Sinne der Theologie und Metaphysik (Geistiges, Göttliches) erlaubt die Aussage, dass naturwissenschaftlich-reduktionistisch nur im Paradigma des materialistischen Monismus konzeptualisiert werden kann und **Immaterielles** jenseits des wissenschaftlichen Weltbildes und wissenschaftlich begründeter medizinisch-klinischer Praxis liegt. Als eine Sache des Glaubens (z. B. an eine unsterbliche Seele) ist es zu respektieren und kann als subjektive Wertsetzung mit aus ihr erwachsenen Problemen – Wertekonflikte, Glaubenskrisen z. B. –

durchaus Thema therapeutischer Arbeit werden (idem 2005b). **Transmaterielles** (Qualia, Gedanken, Gefühle, Bewusstsein, gefüllt mit transmaterieeller *Information*) hat immer das Materielle als Bedingung, als *neuronale Voraussetzung*. Wirkungen des Materielles in Transmaterielles finden wir bei psychotropen Substanzen wie Alkohol oder Canabinol. Wirkungen von Transmateriellem in Materielles wird bei meditativen Praktiken und allen Formen der mentalen Selbsterfahrung und intentionalen Selbstverwirklichung und Selbstmodifikation, also auch bei Psychotherapie, angenommen. Auch wenn in bildgebenden Verfahren Wirkungen verbaler Psychotherapie auf cerebralem Niveau nachgewiesen werden, bleibt damit das Problem ungeklärt und man verbleibt auf der Ebene des Korrelativen, die für klinische Heuristiken schon ganz vorteilhaft ist.

stellbar, obgleich das Ereignis weit zurückliegt, real keine Bank da ist. Hier kommen *transmaterielle* Phänomene des „Leibgedächtnisses“ zur Wirkung!)

Vor diesem Hintergrund eines *differentiellen, interaktionalen Monismus* können kompakte Definitionen gegeben werden, die die anthropologische Position des „biopsychosozialen Modelles“ (idem 2001a) in der Integrativen Therapie verdeutlichen. Ausgangspunkt ist wiederum die „anthropologische Grundformel“ (idem 2003e):

» Der Mensch - Mann und Frau - wird im Integrativen Ansatz als *Körper¹-Seele²-Geist³-Wesen* gesehen, d.h. als **Leib⁴**, als Leibsubjekt, das eingebettet ist im *ökologischen^A und sozialen^B Kontext/Kontinuum^C* der Lebenswelt, in der es mit seinen Mitmenschen seine *Hominität^D* verwirklicht.«(vgl. idem 1969c, 2003e)

Die einzelnen Dimensionen seien wiederum erläutert:

- [0.] „**Hominität** bezeichnet die Menschennatur auf der individuellen und kollektiven Ebene in ihrer biopsychosozialen Verfasstheit und ihrer ökologischen, aber auch kulturellen Eingebundenheit mit ihrer Potentialität zur Destruktivität/Inhumanität und zur Dignität/Humanität. Das Hominitätskonzept sieht den Menschen als Natur- und Kulturwesen in *permanenter Entwicklung durch Selbstüberschreitung*, so dass Hominität eine Aufgabe ist und bleibt, eine permanente Realisierung mit offenem Ende – ein *WEG* der nur über die Kultivierung und Durchsetzung von **Humanität** führen kann“ (idem 1999r, 5).

- [1.] „**Körper/Soma**, belebte Materie, wird definiert als die Gesamtheit aller aktuellen *organismisch-materiellen, physiologischen* (biologischen, biochemischen, bioelektrischen, sensumotorischen etc.) Prozesse des Organismus nebst der im genetischen, physiologischen (immunologischen), sensumotorischen Körpergedächtnis als differentielle Informationen festgehaltenen Lernprozesse und Lernergebnisse/Erfahrungen, die zur Ausbildung (auch durchaus kulturspezifischer) *somatischer Schemata* und *somatomotorischer Stile* führen.

- [2.] **Seele/Psyché** wird definiert als die in *organismisch-materiellen* 'körperlichen' Prozessen gründende Gesamtheit aller aktuellen *transmateriellen* Gefühle, Motive/Motivationen, Willensakte und schöpferischen Impulse, nebst den durch sie bewirkten und im „Leibgedächtnis“ (neocortikal, limbisch, reticulär, low-level-neuronal) archivierten Lernprozessen und Erfahrungen und den auf dieser Grundlage möglichen emotionalen Antizipationen (Hoffnungen, Wünsche, Befürchtungen). All dieses ermöglicht als *Synergem* das Erleben von Selbstempfinden, Selbstgefühl und Identitätsgefühl und führt zur Ausbildung kulturspezifischer *emotionaler Stile*.

- [3.] **Geist/Nous** wird definiert als die Gesamtheit aller *aktualen* neurophysiologisch (*organismisch-materiell*) gegründeten *kognitiven bzw. mentalen, transmateriellen Prozesse* mit ihren personenspezifischen, aber auch kulturspezifischen *kognitiven bzw. mentalen Stilen* und den durch sie hervorgerufenen **Inhalten**: *individuelle* (z. B. persönliche Überzeugungen, Glaubenshaltungen, Werte) und *kollektive* (Güter der Kultur, Wertesysteme, Weltanschauungen, Religionen, Staatsformen, Strömungen der Kunst und Ästhetik, der Wissenschaft und Technik), nebst der im individuellen zerebralen Gedächtnis und der im kollektiven, kulturellen Gedächtnis (Bibliotheken, Monumenten, Bildungsinstitutionen) archivierten gemeinschaftlichen Lernprozesse, Erfahrungen und Wissensbestände (*soziale mentale Repräsentationen*) sowie der auf dieser Grundlage möglichen antizipatorischen Leistungen und Perspektiven (Ziele, Pläne, Entwürfe, Visionen). All dieses ermöglicht im *synergetischen* Zusammenwirken Selbstbewusstheit, persönliche Identitätsgewissheit, d.h. Souveränität, und das individuelle Humanbewusstsein, als Mitglied der menschlichen Gemeinschaft an **Kulturen** zu partizipieren: der Kultur eines Volkes, einer Region, aber auch der mundanen Kultur und ihren „sozial repräsentierten Wissensständen“ sowie an einem „übergeordneten Milieu generalisierter Humanität“ teilzuhaben. **Geist** wird als bewusst, also reflektierend/interpretierend und reflexionsfähig/sinnschöpfend gesehen, als kausal, also begründetes Handeln ermöglichend und dieses *e v a l u i e r e n d* und wertend, sowie als regulativ fungierend, z. B. Bedürfnisse steuernd und soziale/politische Erfordernisse entscheidend.

- [4.] **LEIB**, eingebettet (*embedded*) in Kontext/Kontinuum, wird definiert als: die Gesamtheit aller *organismisch-materiell* und *transmateriell* gegründeten sensorischen, motorischen, emotionalen, volitiven, kognitiven und sozial-kommunikativen *Schemata* bzw. *Stile*. In ihren aktualen, intentionalen, d.h. bewussten und subliminal-unbewussten Beziehungen mit dem Umfeld konstituieren diese Schemata/Stile bzw. Narrative/Skripts nebst dem verleblichten (*embodied*) Niederschlag ihrer Inszenierungen als mnestisch archivierte, *differentielle Informationen* in ihrem Zusammenwirken den „*informierten Leib*“, das personale „Leibsubjekt“ als *Synergem*“ (vgl. *Petzold* 1996a, 283).

- [A, B, C] In das soziale^A und ökologische^B **Kontext/Kontinuum**^C [vgl. idem 2000h und hier 6.5] ist der **Leib** = Körper-Seele-Geist ist mit all seinen Dimensionen eingebettet.

Alle Dimensionen der anthropologischen Formel stehen in der Dialektik von **Unizität**, d.h. Einheit und Eigenheit/Besonderheit (des Leibes, des Seelischen, Geistigen) und **Plurizität**, d.h. der Vielheit, Mannigfaltigkeit (des Leibes, des Seelischen, Geistigen).

4. Persönlichkeit im Kontext von sozialen Räumen Enkulturations-, Sozialisations-, Ökologisations- und Bildungsprozessen - persönlichkeits-theoretische Kernkonzepte der Integrativen Therapie

Persönlichkeit gründet im Menschenwesen, in der anthropologischen Kategorie des **Leibes** (body-psyche-mind), des **Leibsubjektes**, das in der **Lebenswelt**, sozialen und ökologischen Räumen, situiert ist (*situatedness*). Leib und Kontext/Kontinuum sind nicht voneinander abzulösen. Der Mensch, „embodied and embedded“, ist eine ökopsychosomatische Realität. Der Leib steht in Szenen, ist umgeben von Atmosphären, die ihn beeinflussen, zu denen er aber auch beiträgt. Das ist der Prozess der Enkulturation und Sozialisation und das ist Bildungsgeschehen. *M. Merleau-Ponty*, *G.H. Mead*, *P. Ricœur* und *M.M. Bakhtin* haben in je spezifischer Weise zu einer solchen Sicht der konsequenten Kontextualisierung und Temporalisierung und zum Verständnis von Einflusssphären: Enkulturations-, Sozialisations-, Bildungs- und Entwicklungsprozessen in der **Integrativen Therapie** und **Agogik**, ihren Konzepten der „**differentiellen Enkulturation**“ und „**komplexen Sozialisation**“ beigetragen (*Petzold* 1991o, 2000h, 2001p, 2002c).

4.1 Einflusssphären und Beeinflussungsprozesse

Differentielle Enkulturation

» **Enkulturation** ist der Prozess der differentiellen Übermittlung und subjektiven Übernahme von **Kultur(en)** als Gesamtheiten kultureller Güter (Sprache, Wissen, Geschichte, Traditionen, Menschen- und Weltbilder, Werte, Ideale, kulturelle Selbstverständnisse und Identitätsmarker, kulturelle Monumente, Kunst, Staats- und Rechtsformen, Strategien der Ökonomie und Politik etc.) in Form von *kollektiven Kognitionen, übergreifenden emotionalen und volitiven Lagen und Lebenspraxen mit ihren – oben genannten - Inhalten* durch ein Individuum bzw. durch Gruppen von Individuen, die **enkulturiert** werden zugleich aber auch in *die Kultur zurückwirken* und **Kulturarbeit** leisten. In **monokulturellen** Gesellschaften herrscht Isolationismus, der in einer sich zunehmend globalisierenden Weltkultur keine Zukunftsfähigkeit schafft. In **multikulturellen** Gesellschaften finden sich multiple Enkulturationsprozesse, die sich wechselseitig bereichern können, aber auch in der Gefahr stehen, in Missachtung der anderen Kultur und durch hegemoniales Dominanzstreben in Kulturkämpfe, Kämpfe von Kulturen zu geraten, die sehr destruktiv und blutig werden. Durch *differentielle Enkulturationen* in **polylogischem, interkulturellem** Austausch und in Wertschätzung kultureller Verschiedenheiten können Kulturen voneinander lernen und sich affiliieren, so dass es zu Synergien kommt und übergeordnete, **transkulturelle Qualitäten** emergieren können – z. B. die Qualität einer übergeordneten, **konvivialen europäischen Kultur** oder die Qualität eines **inklusiven kosmopolitischen Weltbürgertums** (*Demokrit, I. Kant, H. Arendt, J. Derrida, J. Habermas, J. Rawls*) mit einer *transversalen Weltkultur*.« (*Petzold* 2003m/2007; *Petzold, Orth* 2004b)

Komplexe Sozialisation

» **Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen in multiplen *Kontexten* entlang des *Zeitkontinuums* (*Petzold, Bubolz* 1976) aufgefasst als der – gelingende oder misslingende – Prozess der Entstehung und Entwicklung des Leibsubjekts und seiner Persönlichkeit in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, sozialen Netzwerken und Konvois (*Hass, Petzold* 1999) über die *Lebensspanne* hin, in denen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse und *Feldkräfte* unmittelbar und mittelbar den Menschen in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen prägen und formen durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (*J. Assmann* 1999), Förderung oder Misshandlung. Dabei wird der Mensch als 'produktiver Realitätsverarbeiter' (*Hurrelmann* 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt, als 'Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse' (vgl. *Brandtstädter* 1985, 1992) durch Meistern von 'Entwicklungsaufgaben' (*Havighurst* 1948), durch Identitätswürfe, Ausbildung von 'Identitätsstilen', Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen multipler Reziprozität, der Ko-respondenz und Kooperation, der Ko-konstruktion und Ko-kreation interpretiert und gestaltet er die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemein-

schafflich (Vygotskij 1978) in einer Weise, dass die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (Müller, Petzold 1999) sich beständig verändern und er sie und sich mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen entwickelt. Dies geschieht in einer Dialektik von *Vergesellschaftung* (Generierung von 'social worlds', kollektiven Kognitionen, Klimata und Praxen) und *Individuation* (Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen). Ihr Ergebnis ist eine je spezifische, in beständigen **konnektierenden** und **balancierenden Konstitutionsprozessen** stehende, **flexible, transversale Identität** des in Weltkomplexität **navigierenden** Subjekts und seiner sich beständig **emanzipierenden** Persönlichkeit in einer wachsend globalen, transkulturellen Gesellschaft mit ihren Makro-, Meso-, Mikrokontexten und deren Strukturen und Zukunftshorizonten.« (Petzold 2001p)

Der Einfluss mikro- und mesoökologischer Kontexte auf den Menschen in heilsamer und destruktiver Hinsicht kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die ökologische Sozialisation, genauer „Ökologisation“ genannt in schlechten Quartieren und Wohnungen beeinflusst Erleben und Handeln nachhaltig und kann auch zu „ökopsychosomatischen Störungen“ führen, wenn die dynamischen Regulationssysteme (3.2) des Organismus gestört oder beschädigt werden.

» **Ökopsychosomatik** untersucht die positiven, aufbauenden und negativen, schädigenden Auswirkungen von Mikro-, Meso- und Makrokontexten (Wohn- und Arbeitsräumen, Heim und Klinik, Quartieren, Stadt, Landschaften) *lebensalterspezifisch* auf den Menschen *in allen seinen Dimensionen* (Körper, Seele, Geist, soziales Netzwerk, ökologische Eingebundenheit) mit dem Ziel, belastende Einwirkungen (Lärm, Hitze, Feuchtigkeit, Schadstoffe, Beengung, *Hässlichkeit*, Reizdeprivation) aufzufinden und zur Veränderung solcher Wirkungen beizutragen. Diese können psychische, psychosomatische und somatische Störungen bzw. Erkrankungen durch „**ökologischen Stress**“ (Negativstimulierung aus dem Kontext) zur Folge haben, welche oft noch durch problematische Sozialverhältnisse (soziale Brennpunkte, Elendsquartiere, Slums, beengte Wohnverhältnisse etc.) verstärkt werden. Andererseits haben helle, freundliche, ökologisch gesunde und *schöne* Umgebungen einen aufbauenden, entspannenden, stressmindernden Charakter und fördern eine „**ökologisch salutogene Stimulierung**“, Gesundheit und Wohlbefinden. « (Petzold 1990g, 2006p)

» **Ökologisation** ist der Prozess der komplexen Beeinflussung und Prägung von Menschen/Humanprimaten durch die ökologischen Gegebenheiten auf der Mikro-, Meso- und Makroebene (Nahraumkontext/Ökotope z.B. Wohnraum, Arbeitsplatz; Großraumkontext/Habitat z.B. Landschaft als Berg-, Wald-, Meer-, Wüstenregion mit Klima, Fauna, Flora, heute Stadtgebiet mit Industrien, Parks usw.). Dieser ökologisatorische Prozess gewährleistet:

- dass bei entwicklungsneurobiologisch „sensiblen Phasen“ (Krabbeln, Laufen, Klettern etc.) entsprechende Umweltangebote bereit stehen, für die in der „evolutionären Ökologisation“ von den Menschen Handlungsmöglichkeiten (affordances, *Gibson*) ausgebildet wurden, so dass eine gute Organismus-Umwelt-Passung gegeben ist;
- dass durch multiple Umweltstimulierung in „**primärem ökologischem Lernen**“ als *Wahrnehmungs-Verarbeitungs-Handlungs-Erfahrungen* (*perception-processing-action-cycles*) Kompetenzen und Performanzen ausgebildet werden, die für den individuellen und kollektiven Umgang mit dem Habitat, der Handhabung seiner Gefahrenpotentiale und für seine ökologiegerechte Nutzung und Pflege ausrüsten; in „**sekundärem ökologischem Lernen**“ rüsten die Humanpopulationen - sie sind ja Teil der Ökologie – entsprechend ihrer Kenntnisstände ihre Mitglieder für einen adäquaten Umgang mit den relevanten Ökosystemen aus.

Der Prozess der **Ökologisation** ist gefährdet, wenn durch dysfunktionale Faktoren im Rahmen der Mensch-Umwelt-/Umwelt-Mensch-Passung Erhalt und Optimierungen einer entwicklungsorientierten ökologischen Selbststeuerung als dynamischer Regulation des Mensch-Umwelt-Systems gestört oder verhindert werden und wenn die Prozesse der **Sozialisation** in den Humanpopulationen und ihren Sozialsystemen zu den Gegebenheiten bzw. Erfordernissen der **Ökosysteme** und den Prozessen der **Ökologisation** disparat werden, also keine hinreichende *sozioökologische Passung* durch primäres und sekundäres „ökologisches Lernen“ erreicht werden kann, wie dies für die heutige Weltsituation vielfach schon der Fall ist – mit z. T. desaströsen Folgen. Für das Mensch-Natur-Verhältnis angemessene Sozialisation und Ökologisation erweisen sich damit heute *als Aufgabe*. « (Petzold, Orth 1999b, Petzold 2006p)

Integrative Bildungsarbeit/Agogik

Sozialisation und Enkulturation erfolgen *fungierend* durch die Einflüsse der Lebenswelt und Milieus oder *intentional* durch Bildungsmaßnahmen, durch lebensalterspezifische Agogik (Pädagogik, Andragogik, Geragogik).

» **Integrative Agogik** sieht den Lebensverlauf als *Lebensganzes* [...]. Die Integration der Vergangenheit ermöglicht die bewusste und gestaltende Kreation der Gegenwart und Zukunft. Im Lebenszusammenhang seinen jeweiligen Standort zu finden, um von ihm aus sich auf seine Zukunft zu richten und sie 'in die Hand nehmen' zu können, das gehört zu den wichtigsten integrativen Leistungen des Menschen“ (ibid.). „In agogischen Prozessen geht es um Anpassung und/oder Veränderung“ [...], „creative adjustment“ (*Perls*) und „creative change“ (*Petzold*). „Kreative Veränderung von einzelnen, Gruppen und Sozietäten ist eine Überlebensforderung unserer Zeit [...]. Integrative Agogik muss daher auf die Förderung der kreativen Potentiale von Menschen gerichtet sein“ (*Petzold, Sieper* 1977, 32f). „Integrative Therapie und Agogik verschränkt Fähigkeiten und Fertigkeiten, Theorie und Praxis in Prozessen differentieller und integrativer Erfahrung. Sie will in **ko-respondierendem Miteinander** eines lebenslangen Lernens auf kognitiven, volitiven, emotionalen, sozialen und handlungspraktischen Ebenen mit relevanten Anderen zu Selbstregulation und Selbstverwirklichung im Lebenskontext/Kontinuum führen, zu einem Wissen um sein eigenes Lernen in Erinnerungsarbeit, Entwerfen und praktischen Umsetzungen im Lebensvollzug, einem 'Metalernen'. Das begründet eine „maîtrise de soi“ als eine heitere Lebenskunst (*Seneca*) mit den Qualitäten persönlicher *Gelassenheit* und *Souveränität*, einer 'Begeisterung für Schönheit' und einer 'Freude am Lebendigen', der ein liebevolles, kokreatives Engagement für die Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräume entfließt“ (*Petzold* 1975h, 23).

Integrative Agogik (d.h. Integrative Pädagogik, Andragogik, Geragogik) ist ein ganzheitlicher und differentieller, lebensalterspezifischer Ansatz der Bildungsarbeit als „*éducation permanente*“. Sie versucht, kognitive, emotionale, volitive, somatomotorische und soziale Lernprozesse und -ziele im lebensweltlichen Kontext/Kontinuum zu verbinden, integriert also multisensorisches Wahrnehmen, rationale Einsicht, emotionale Berührtheit, volitives Streben, d. h. leiblich konkretes Erleben *in sozial-kommunikativer Bezogenheit* zu „persönlich bedeutsamem Lernen“ als Erfahrungen von „*vitaler Evidenz*“.

In „intersubjektiver Ko-respondenz“ werden dabei von allen am Prozess des Lehrens und Lernens Beteiligten *Ziele* und *Inhalte* gemeinsam bearbeitet, wobei Methoden der „Erlebnisaktivierung“ (Imagination, Rollenspiele etc.) und „kreative Medien“ (Farben, Collagen, Texte usw.) für das multisensorisch und multiexpressiv angelegte Menschenwesen eine bedeutsame Rolle spielen, um in *Theorie-Praxis-Verschränkung* eine synergetische Aneignung, ein holographisches Aufnehmen und eine kokreative Gestaltung des Lernstoffes zu ermöglichen.

Integrative Agogik ist darauf gerichtet, Sachlernen und Affektlernen zu verbinden, die personalen, sozialen, lebenspraktischen und fachspezifischen *Kompetenzen* (Fähigkeiten) und *Performanzen* (Fertigkeiten) von Menschen in Begegnung und Auseinandersetzung, im „Handeln um Grenzen“ zu fördern und zu entwickeln. So können über spezifische, sachbezogene Leitziele hinaus als generelle Bildungsziele eine prägnante personale Identität, ein funktionsfähiges, ressourcenreiches soziales Netzwerk, Engagement für die Integrität von ökologischen und sozialen Zusammenhängen und ein positiver Zukunftshorizont entwickelt werden. Zu diesem Zweck der Persönlichkeits- und Sozialbildung werden *Selbsterfahrungsmethoden* als pädagogische Varianten therapeutischer Verfahren in die integrative agogische Arbeit einbezogen. « (*Petzold* 1975h, vgl. *Sieper, Petzold* 1993a, 359)

Hier liegt also ein spezifisches „integratives“ Bildungskonzept (*Holzapfel* 2005) als Grundlage einer „professionellen Erwachsenenbildung“ vor, das viele Entsprechungen zum „integrativen“ Therapiekonzept hat (*Petzold, Leuenberger, Steffan* 1998) und natürlich zum Konzept Integrativer Supervision (*Petzold* 2005a).

Aus- und Weiterbildungen sind Maßnahmen „beruflicher Sozialisation“, die als solche Menschen beeinflussen und formen. In ganz besonderer Weise gilt das für therapeutische Ausbildungen, in denen zu einem nicht unbedeutenden Teil – nämlich durch **Selbsterfahrung, Selbstmodifikation, Eigen- und Lehrtherapie, Lehranalyse, Kontrollanalyse, Supervision** – in einer „**Theorie-Praxis-Verschränkung die Methode durch die Methode gelehrt und gelernt**“ wird. Dafür muss der **institutionelle Rahmen** mit seiner, die Mitwirkung aller Beteiligten ermöglichenden Infrastruktur geeignet sein, die Fachlichkeit und Sicherheit bietet, und es muss ein breiter, permanent geschulter und weitergebildeter, gender-pluraler Lehrkörper an DozentInnen und LehrtherapeutInnen Modelle bereitstellen, von denen die KandidatInnen lernen können.

4.2 Persönlichkeit

Persönlichkeit entfaltet sich im Zusammenwirken genetischer Dispositionen/Anlagen und Einwirkungen biopsychosozialökologischer Einflusssphären wie Enkulturation und Sozialisation (Petzold 2006t, u).

Selbst, Ich, Identität als Dimensionen der Persönlichkeit, als Ausfaltungen des **Leib-Subjektes/Leib-Selbsten** in den enkulturativen und sozialisatorischen Prozessen verleiblichter Weiterfahung und narrativer Selbstgestaltung (idem 1999q, 2001b), in der Dialektik von Unizität und Plurizität fungieren in einem Gesamtprozess, stehen in einer Entwicklung über die Lebensspanne (idem 1999b), in der sie die Chance zu persönlichem Wachstum, zum Gewinn „persönlicher Souveränität als ausgehandelter“¹² (Petzold, Orth 1998) haben in Prozessen beständiger Selbstinszenierungen und kreativer Interaktionen mit Selbsten Anderer, die dem gleichen *modus operandi* folgen.

[I.] » Das **Selbst** als Leibselbst mit seinen Ausfaltungen **Ich** und **Identität**, ist ein Synergem, im Leibgedächtnis festgehaltene Repräsentation komplexer, interdependenter sensumotorischer, emotionaler, kognitiver, volitiver und sozial-kommunikativer Schemata bzw. Stile, die kommotibel über die Lebensspanne hin ausgebildet wurden und wirksam werden. « (vgl. Petzold 1970c, 1996a, 284)

[II.] » Das **Ich** wird als Gesamtheit aller im Zustand der Vigilanz aus dem **Leibselbst** emergierenden „Ich-Funktionen im Prozess“ gesehen. Es ist „das Selbst in actu“ in Form von leibgegründeten **Ich-Prozessen**. Wir unterscheiden *primäre Ich-Funktionen* (bewusstes Wahrnehmen, Fühlen, Wollen, Memorieren, Denken, Werten, Handeln) und *sekundäre Ich-Funktionen* (intentionale Kreativität, Identitätskonstitution, innere Dialogik, bezogene Selbstreflexion, Metareflexion, soziale Kompetenz, Demarkation u.a.m.). Man kann auch „*tertiäre Ich-Funktionen*“ als hochkomplexe Prozesse annehmen, wie zum Beispiel soziales Gewissen, politische Sensibilität, philosophische Kontemplation etc. Die Ich-Prozesse können durch *Ich-Qualitäten* charakterisiert werden: Vitalität/Stärke, Flexibilität, Kohärenz, Differenziertheit bzw. Rigidität, Schwäche, Desorganisiertheit etc. « (vgl. idem 1992a, 535, 1996a, 284)

[III.] » **Identität** wird durch die **Ich-Prozesse/das Ich** (das sich selbst objektiviert, G .H. Meads „me“) konstituiert zusammen mit den durch die Ich-Prozesse wahrgenommenen und **Wertungen** durchlaufenden *Identifizierungen* (Fremdattributionen) aus dem Kontext, was **social identity** begründet. Hinzu kommen die in inneren Verarbeitungsprozessen des Ichs wurzelnden *Identifikationen* (Selbstattributionen), was **personal identity** [statt Eriksons 'ego identity'] begründet (. Die **Wertung** von beidem, *Identifizierungen* und *Identifikationen*, d.h. ihrer emotionalen Bewertung [valuation] und ihrer kognitiven Einschätzung [appraisal] führt zur Einordnung in biographische Sinnzusammenhänge. Diese führen zu *Internalisierungen* (d.h. Verinnerlichung als Archivierung im Leibgedächtnis). Differenzierte und kohärente Ich-Prozesse schaffen im interaktiv-kommunikativen Kontext in narrativen Strömungen (P. Ricœur) und im Kontinuum des Lebens vermittelt Synergieeffekten in sozialen Situationen, Lebenslagen, lifestyle communities eine polyvalente, *vielfacettige Identität* (M. Bakhtin). Durch Akte kritischer Metareflexion und metahermeneutischer Betrachtung der eigenen Subjektkonstitution (M. Foucault) entsteht dann „**emanzipierte Identität**“, die sich immer wieder zu überschreiten vermag, also über eine *transversale* Qualität verfügt: „**transversale Identität**“. *Identitätsqualitäten* sind: Stabilität, Konsistenz, Komplexität, Prägnanz bzw. Inkonsistenz, Diffusität etc. « (vgl. idem 1992a, 530, 1996a, 284)

¹² In der „Integrativen Therapie“ wird der Begriff „Autonomie“ dekonstruktivistisch analysiert und als Ausdruck spät-abendländischer Individualisierungstendenzen (Berlin 1998) erkannt. Er ist deshalb im strikten Sinne dysfunktional und wird durch den Begriff der „ausgehandelten *persönlichen Souveränität*“ ersetzt, weil Menschen als Gemeinschaftswesen, als „coexister“, Mit-menschen im Gemeinwesen nie nur nach ihrem „nomos“, ihrem eigenen Gesetz, handeln können und immer in einer strukturellen Abhängigkeit von anderen Menschen stehen. Sie sind in demokratischen Zivilgesellschaften insgesamt der „Souverän“ und sind deshalb auch jeweils als Einzelner Souverän, nämlich über ihren „persönlichen Raum“, der von anderen Räumen umgeben ist, von *angrenzenden* Souveränitätsräumen der „Anderen“ (Levinas), mit denen jeweils Grenzen – in ihrer „Doppelqualität“ der *Angrenzungen* und *Abgrenzungen* - ausgehandelt werden müssen: *Leben, Partnerschaft, Erziehung, Therapie, jede Form des Miteinanders ist „Handeln um Grenzen“*, wieder und wieder. Der *Souveränitätsbegriff* als integrativer *Metabegriff* schließt Konzepte wie Selbstwert, Selbstwirksamkeit, Ich-Stärke, Selbstbewusstsein, internale Kontrolle gezielt als Referenztheoreme mit ein, jeweils ergänzt um die Perspektive der strukturell anwesenden Anderen, da das Subjekt nicht ohne die Intersubjektivität mit den Mitsubjekten, das Selbst nicht ohne den Anderen gedacht werden kann.

» **Emanzipierte Identität** ist eine wichtige Basis für **persönliche Souveränität** kann in intersubjektiver Ko-responzenz, in „Begegnung und Auseinandersetzung“ mit wichtigen Menschen des relevanten Umfeldes, in bedeutsamen sozialen Räumen, im „Netzwerk“ bzw. „Konvoi“ (Hass, Petzold 1999), in einer „lifestyle community“ erworben und in einem „Handeln um Grenzen“ ausgehandelt und gestaltet werden. «

Die Integrative Persönlichkeitstheorie mit ihrer differenzierten entwicklungstheoretischen Fundierung, aber auch ihrer Begründung im philosophischen Diskurs einer narrativen Identitätskonstitution (Petzold 1991o/2002a; 2001b; Ricoeur 1990) in sozialen Räumen bildet die Grundlage der Integrativen Gesundheits- und Krankheitslehre (Petzold 1992a/2002a), der prozessualen Diagnostik (Petzold, Orth 1994; Petzold, Osten 1998; Osten 2000, 2002) und einer leib- und kontextorientierten Therapie.

4.3 Identitätsstile, Lifestyles und Identitätsarbeit

Enkulturation, Sozialisation, Bildung beeinflussen die Persönlichkeit und Identitätsprozesse. Die Analyse, Veränderung, Planung von adäquaten „Lifestyles“ (Müller, Petzold 1999) gehört zu den Aufgaben von Psychotherapie, die in einer Gesellschaft, deren soziales Leben wesentlich von „lifestyle communities“ (ibid.) bestimmt wird, die für das Individuum auch wegen der Veränderung, zuweilen des Zerfalls von traditionellen Sozialformen wichtig sind. Ihre Identitätsarbeit, die Ausbildung von Identitätsstilen wird von solchen „Communities“ wesentlich bestimmt.

In unserer Theorie kommt das sowohl in der Konnektivierung der Konzepte von *Person* als dynamisches System von Selbst, Ich und Identität, von *sozialem Netz* als Gruppe konnektierter Personen, von *sozialer Welt* als von einer Gruppe geteilte kollektive Kognitionen, Emotionen und Volitionen und von *Kultur* als übergreifendes System kollektiv geteilter Symbolwelten und Praxen zum Ausdruck wie auch in der Verbindung der Konzepte *Identitätsstile*, *life styles*, *kulturelle Stile* (vgl. 6.5). Die Konzepte seien kurz definiert:

» **Identitätsstile** entstehen in der **Identitätsarbeit** des **Ich** in sozialen Mikro-, zuweilen Mesowelten als typifizierende Prozesse der Selbst- und *Identitätskonstitution*, die bestimmte Selbstbilder, *Identitätsfacetten* (idem 1992a, 531) prägnant werden lassen (So will ich sein, das will ich leben!), die bestimmte *Bewertungen* (appraisals, valuations, vgl. ibid. 532) der *Identitätsperformanz* akzentuieren (So finde ich mich gut, so findet man mich gut) und zu habitualisierten bzw. ritualisierten Formen der Selbst- und *Identitätspräsentation* (Goffman 1959) führen (Ich will, dass andere mich so sehen, deshalb stelle ich mich so dar). Diese Präsentationen von Identitätsstilen finden in der Alltagswelt im Rahmen der übergreifenden Kultur, spezifischer "cultural and social worlds" und besonderer "life style communities" statt. **Identitätsstile** sind demnach vom Subjekt und von den Lebenskontexten gleichermaßen bestimmte Formen (Narrative, Scripts) der verbalen und aktionalen Selbstinszenierung (Narrationen, Dramen, vgl. Petzold 1992a, 903f), mit der die Partizipation an sozialen Gruppen und Gemeinschaften, die spezifische '**life styles**' praktizieren und kultivieren, geregelt wird. Persönlichkeiten mit einer prägnanten und flexiblen Identität verfügen über ein Spektrum von Identitätsstilen und sind mit verschiedenen '*social worlds*' und '*life style communities*' verbunden. « (Petzold 1994h)

Unsere Konzeption des *Identitätsstils*, sichtbar in der Identitätsperformanz bzw. Identitätsrepräsentation in sozialen Mikro- und Mesowelten, schließt Foucaults (1998) Konzept des „Existenzstils“ ein. Sie ist „soziologischer“ als die von Berzonsky (1993), indem der Bezug zum kulturellen Rahmen, spezifischen *Kulturen* und „*kulturellen Stilen*“ (vgl. die eingangs gegebene Definition von *Kultur*) als Makro- und Mesophänomenen und zu spezifischen "*life styles*" als Meso- und Mikrophenomenen hergestellt wird, weil wir individuelle Schicksale unabdingbar in soziale Zusammenhänge eingebettet sehen, was für das Verständnis von Gesundheit und Krankheit, von Therapie und Persönlichkeitsentwicklung kardinale Bedeutung gewinnt.

» **Life styles** sind durch Menschen in sozialen Gruppen, sozialen Mikro- und Mesowelten über eine hinlängliche Synchronisierung von kollektiven Kognitionen, Emotionen und Volitionen inszenierte Formen des sozialen Lebens. In ihnen werden durch ' *life style marker*', d.h. geteilte Praxen, Symbole, Präferenzen (in Kleidung, Ernährung, Sexualität, Körperkultur, Freizeitverhalten, Musik, Lektüre, Film- und Videovorlieben, Internetuse etc.), durch spezifische Interaktionsformen und Rituale, Ziele und Werte, Affiliationen und Feindbilder Verbindungen zwischen Individuen geschaffen, die sich von diesem *life style* angezogen fühlen und Angrenzungen, aber auch *Abgrenzungen* zu anderen sozialen Gruppen und *life style communities* in Virtual- und Echtzeit inszenieren. Persönliche **Identitätsstile** werden so intensiv mit den *life style markern* versorgt, dass die Adepten in die '*life style community*' aufgenommen werden und aus der so entstandenen Zugehörigkeit eine *Stärkung* ihrer Identität erfahren. Diese Stärkung ist effektiv, so lange es nicht zu einer Fixierung auf einen eingegrenzten *life style* kommt, sondern eine Partizipation an verschiedenen '*life style communities*' möglich bleibt oder gar gefördert wird. « (Petzold 1994h)

» **Life styles** als Möglichkeit frei gewählter und selbstbestimmter Lebensformen für die Mehrzahl der Bürger moderner demokratischer Prosperitätsstaaten sind ein Phänomen der Moderne, Ausdruck postmoderner Pluralität, Lebensvielfalt und risikogesellschaftlicher Flexibilitätschancen und -zwänge (Beck 1986; Sennett 1996). Der englische Term wird beibehalten, um Verwechslungen mit dem fruchtbaren und wesentlichen Konzept, das Alfred Adler (1928, 4; 1930, 84ff) in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre einführte, vorzubeugen: dem des "Lebensstils" mit seinem primären, subjektiv persönlichen Bezugssystem und seinem sekundären, allgemein sozialen Bezugssystem (Titze 1985, 31ff). In diesem Konzept, das letztlich für eine sozial verankerte Persönlichkeit steht, sind viele moderne Entwicklungen sozialisationstheoretisch begründeter Konzeptualisierung in der Psychotherapie vorweggenommen. "Life style" als modernes Phänomen fokussiert auf die möglichen Lebensformen, Moden, Trends, die dem Streben heutiger Menschen nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung, aber auch nach Selbstbetäubung, Selbstvergessen und Selbstdestruktion zur Verfügung stehen und von einer Produktions- und Konsum bestimmten, kapital- und mehrwertgesteuerten Gesellschaft angeboten werden. Im "life style" können Selbstverwirklichung, wirtschaftlicher Gewinn (oft mit "Sicherheit" gleichgesetzt) und Selbstkonsum konvergieren. Deshalb ist der diagnostischen Erfassung seiner positiven Potentiale (self-enlargement, -enrichment, -empowerment) sowie seiner destruktiven (self-curtaiment, -improvisment, selfdestruction) und ihrer Berücksichtigung in der Therapie besondere Aufmerksamkeit zu schenken (Müller, Petzold 1998, 1999). Die neuen Lebensformen, herausgefordert durch die Veränderungen in der Lebens- und Arbeitswelt, durch das Internet, die virtuellen Unternehmen und Arbeitsplätze (Turkle 1998; Hörnig et al. 1998) können nicht nur Arbeitsfeld und Interesse von Marktforschern und Sozialwissenschaftlern bleiben (Schwenk 1995; Werner 1998; Ellmer 1995; Driesenberg 1995), dafür sind Lebensstile und -formen für die individuelle und kollektive Entwicklung von Menschen, ihre Gesundheit und Krankheit zu zentral. Unter sozialisationstheoretischer und identitätstheoretischer Optik müssen diese Phänomene auch für die klinische Praxis Konsequenzen haben, besonders für eine, die sich als identitätstherapeutische versteht, weil sie den Menschen mit seinem sozialen Netzwerk, seinem Weggeleit (convoi), seiner „**lifestyle community**“ betrachtet und zu behandeln versucht (Hass, Petzold 1999). Als Phänomene „sozialer Räume“ wirken Lifestyles in alle Identitätsbereiche (im Integrativen Ansatz sprechen wir von "Identitätssäulen", vgl. Petzold, Orth 1994) und müssen dort als Einflussgrößen für die „**Identitätsarbeit**“ des Ichs und damit für die Persönlichkeitsentwicklung des Subjekts „in Kontext und Kontinuum“ betrachtet werden. «

5. Kontexttheoretische Konzepte und Kontinuumstheorie der Integrativen Therapie

Das **Kontext/Kontinuum**-Konzept [A, B, C] ist eine zentrale Kategorie der Integrativen Therapie (Petzold 19974j, 1998a), die eine konsequent *temporalisierte* und *kontextualisierte* Betrachtung von Ereignissen durch ein Leibsubjekt betont, das seiner selbst bewusst ist, wobei dieses auch jenseits der ichbewussten Erlebenszustände in wachbewussten, mitbewussten, vorbewussten und unbewussten Prozessen (so die bewusstseinstheoretische Differenzierung des Integrativen Ansatzes, vgl. Petzold 1988b) von der raumzeitlichen Verschränkung einer erlebten *Mesowelt* (Lebenswelt) bestimmt ist, in der sich die Hominiden seit mehr als einer Million Jahren entwickelt haben. Seit den Zeittheorien von *Aristoteles* und *Augustinus* kann Zeit als *Erlebniszeit*, betrachtet werden. Zumal seit *Hermann Minkowskis* „Raum und Zeit“ [1908] kann im *Einstein-Minkowskischen* Universum nur ein *intendierter*, potentiell unbegrenzter Raum mit Höhe, Länge, Breite (euklidischer R^3), ein erlebter *Anschauungsraum* verschränkt mit einer *extendierten* erlebten Zeit gedacht werden. Aus dem Zeitbewusstsein eines ichbewussten Betrachters wird von einer *aspektiv* erlebten Gegenwart her *retrospektiv* auf die Vergangenheit geschaut und *prospektiv* die Zukunft antizipiert, wobei immer reale bzw. memorierte aber einstmals reale oder imaginierte vielleicht einmal realisierbare Räume einbezogen sind (idem 2002h). Vektorielle Räume (R^n), topologischer Raum, virtuelle Räume, Paralleluniversen werden für unser Begreifen von Raum-Zeit-Verhältnissen immer wesentlicher, aber sie bleiben jenseits der Anschaulichkeit. Kontext-Kontinuum gründet in naivem Welterleben, überschreitet dieses aber über „reflektiertes Erleben“ vor dem Hintergrund jeweils gegebener kultureller und sozialer Räume, indem Erlebtes hermeneutisch durchdrungen wird und „Bedeutung, Bedeutsamkeit, Sinn“ erhält. So sind aus der „Protophysik“ (*Janich* 1992) alltäglicher „Weltanschauung“, durch aus Erfahrungen geschaffenen Wissen die Konzepte der mathematischen und physikalischen Wissenschaften hervorgegangen, szientistisches Wissen, das dann wieder in die Alltagswelt zurückwirkt und die soziokulturelle Zeit (einen „Zeitgeist“, Petzold 1989h) sowie die soziokulturelle Räume beeinflusst – eine beständige Wechselwirkung zwischen Alltagswelt und wissenschaftlicher Welt. Von dieser erfolgt wieder eine Rückwirkung auf alltagsweltliches Leben und Erleben, was zu immer komplexeren Welt- und Wirklichkeitsbetrachtungen führt.

In den therapierelevanten Disziplinen – etwa der Psychologie - folgt daraus eine *sozioökologische Entwicklungspsychologie im Kontinuum der Lebensspanne* [C] - ein „*ecological lifespan developmental approach*“, dem die Integrative Therapie verpflichtet ist, ja dessen Paradigma wesentlich von ihr im Bereich der Therapie und Agogik Anfang der siebziger Jahre begründet wurde. Entwicklung erfolgt in einer jeweils gegebenen *Lebens- und Sozialwelt* [A] als *Enkulturation* und *Sozialisation* (Fend 1971; Müller, Petzold 1999), Prozesse, die mit der gegebenen *Mikro-, Meso- und Makroökologie* [B] – Wohnung, Quartier, Region – über das Kontinuum der Lebensspanne [C] unlösbar verbunden sind, wie Ergebnisse „der klinischen Entwicklungspsychologie“ in sozioökologischer Orientierung (Petzold 1993c, 1994j; Petzold, van Beek, van der Hoek 1994; Oerter et al. 1999) deutlich machen.

Um den Begriff „Kontext“ [A, B] - zu vertiefen, habe ich ihn in Richtung eines *integrativen und differentiellen Lebenslagekonzeptes* (vgl. Müller, Petzold 2000a) weiterentwickelt.

5. 1 mehrdimensionale Kontexttheorie

Dazu zog ich einige Referenztheorien und -konzepte bei:

- 1. **Umwelt** [B] – Sie kann als Konzept im Sinne von *Lewin* oder auch von *J. von Uexküll* und von *Holt* und *Gibson* (Heft 2001) im Sinne eines biophysikalischen bzw. ökologischen Raumes, wie er sich der Wahrnehmung darbietet, begriffen werden (z.B. Quartier, Haus, Wohnung, Möblierung etc.), der die Person und ihre Lebenslage nachhaltig beeinflusst;
- 2. **Lebenswelt** – Sie kann in einem phänomenologischen Verständnis als Boden und Horizont der Erfahrung (*Husserl* 1954, 29ff) gesehen werden, als *alltägliche*, „anschauliche Lebensumwelt“ (ibid. 123), und in einer sozialphänomenologischen Erweiterung als subjektiv *erlebte* Alltagswelt (*Schütz* 1984), die sich aber auch als undurchschaubare, kontingente, sich permanent transformierende Vielfalt (*Merleau-Ponty* 1986; *Waldenfels* 1985, 21, 67) erweisen kann. Auch Lebenslagen sind in ihrer Erfassbarkeit und Kontingenz erlebt.

- 3. **Situation** - Diese erlebte „phänomenale“ Welt kann unter soziologischer Perspektive als subjektiv gesehener Ausschnitt im Sinne von *W. I. Thomas* (1923, 1965), verstanden werden, Situationen die das Verhalten des Menschen beeinflusst. Lebenslagen können als „serielle Situationen“ verstanden werden, die allerdings in den Rahmen individueller subjektiver Theorien und kollektiver Bewertungen gestellt werden muss (vgl. *Petzold* 1998a, 368)
- 4. **Sozialwelt** - *Social world [A]* (vgl. *Strauss* 1978), darunter verstehen wir einen Set kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen, wie wir - das Konzept der „représentations sociales“ von *Moscovici* (1984, 2001) zu dem „komplexer sozialer Repräsentationen“ (*Petzold* 2002g) erweiternd - konzeptualisieren. Umwelt bzw. Lebenswelt werden kognitiv eingeschätzt (*appraisal*) und emotional bewertet (*valuation*) und diesen Bewertungen ist in der diagnostischen und therapeutischen Arbeit sorgfältig nachzugehen, will man z.B. den Kontext alter Menschen verstehen, ihr Erleben des jeweiligen Kontextes erfassen.
- 5. **Lebenslage [D]** – Das sozialwissenschaftliche Konstrukt der *Lebenslage* versucht, „die materiellen und immateriellen Anliegen und Interessen eines Menschen zu erfassen und damit die *Lebensverhältnisse in ihrer Gesamtheit bzw. Interdependenz* zu sehen. Es fragt also nach äußeren Rahmenbedingungen und Anliegen der Betroffenen gleichermaßen und berücksichtigt explizit ihre wechselseitige Bedingtheit, bezieht also objektive gesellschaftliche Gegebenheiten wie deren subjektive Verarbeitung auf der Ebene der Befindlichkeit von Individuen mit ein“ (*Bäcker, Naegele* 1991, meine Hervorhebung).

In ein integratives Konzept der **Lebenslage** als ein mögliches Kontextkonzept lassen sich alle voranstehend (1 - 4) aufgeführten Perspektiven (und event. noch andere, z.B. *Bourdieu's* Feldbegriff) einbringen, womit eine alleinig psychologische Betrachtung (*Saup* 1993) oder ökologische Konzeptualisierung (Heft 2001) überschritten wird und doch einbezogen bleibt. Auch wenn Lebenslagen individuell und kollektiv bewertete Gegebenheiten sind, wird mit der ökonomischen Realität noch eine wesentliche Dimension hinzugefügt.

» **Prekäre Lebenslagen** sind zeitextendierte Situationen eines Individuums mit seinem *relevanten Konvoi* in seiner sozioökologischen Einbettung und seinen sozioökonomischen Gegebenheiten (Mikroebene), die dieser Mensch und die Menschen seines Netzwerkes als *'bedrängend'* erleben und als *'katastrophal'* bewerten (kognitives *appraisal*, emotionale *valuation*), weil es zu einer Häufung massiver körperlicher, seelischer und sozialer Belastungen durch Ressourcenmangel oder -verlust, Fehlen oder Schwächung *'protektiver Faktoren'* gekommen ist. Die Summationen *'kritischer Lebensereignisse'* und bedrohlicher Risiken lassen die Kontroll-, Coping- und Creatingmöglichkeiten der Betroffenen (des Individuums und seines Kernnetzwerkes) an ihre Grenzen kommen. Eine *Erosion* der persönlichen und gemeinschaftlichen Tragfähigkeit beginnt. Ein progredienter Ressourcenverfall des Kontextes ist feststellbar, so dass eine Beschädigung der persönlichen Identität, eine Destruktion des Netzwerkes mit seiner *'supportiven Valenz'* und eine Verelendung des sozioökologischen Mikrokontextes droht, eine *destruktive Lebenslage* eintritt, sofern es nicht zu einer Entlastung, einer substantiellen *'Verbesserung der Lebenslage'* durch Ressourcenzufuhr kommt und durch infrastrukturelle Maßnahmen der Amelioration, die die Prekarität *dauerhaft* beseitigen und von *Morenos* (1923) Fragen ausgehen: *'Was hat uns ins diese Lage gebracht? Worin besteht diese Lage? Was führt uns aus dieser Lage heraus?'* «

5.2 Netzwerktheorie

Menschen leben in sozialen Netzwerken, die über die Zeit betrachtet als Konvois bezeichnet werden (*Brühlmann-Jecklin, Petzold* 2004).

» Unter dem Begriff *'social networks'* kann die Verbundenheit sozialer Netzwerke einzelner Individuen verstanden werden (netzwerkinteraktive Perspektive) oder die Verbindung der Menschen um eine und mit einer Kernperson (Personzentrierte Perspektive), wie beim Konzept des „sozialen Atoms“ von *Moreno* (1936). «

„Ein soziales Netzwerk wird als Matrix in einem sozioökologischen Kontext betrachtet, in der sich soziale Prozesse abspielen und die Ansatzmöglichkeiten für Interventionen bietet“ (ibid.), als „Matrix der Identität, als Ort, an dem die wechselseitigen Identitätsattributionen stattfinden“ (vgl. Petzold 2001p).

Dann ist ein „soziales Netzwerk das für exzentrische Beobachter eines sozioökologischen Kontextes mit Mikro- oder Mesoformat vorfindliche und umschreibbare multizentrische Geflecht differentieller Relationen in der Zeit zwischen Menschen (und ggf. Institutionen), die zueinander in unterschiedlichen Bezügen stehen (Kontakte, Begegnungen, Beziehungen, Bindungen, Abhängigkeiten in Konvois) und in konkreten oder virtuellen Austausch-verhältnissen (z.B. wechselseitige Identitätsattributionen, Hilfeleistungen, Teilen von Informationen, Interessen, Ressourcen, Supportsystemen). Dabei können sich durch das Vorhandensein konkordanter und diskordanter kollektiver Kognitionen (z.B. Wirklichkeitskonstruktionen, Interpretationsfolien, Werte, Normen) in dem vorfindlichen Netzwerk unterschiedliche ‘soziale Welten’ mit unterschiedlichen ‘sozialen Repräsentationen’ konstituieren.“ (Petzold 1979a)

Unter **social world** verstehe ich die „von einer sozialen Gruppe ‘geteilte Perspektive auf die Welt’, eine ‘Weltsicht’ (mit ihren belief systems, Wertvorstellungen, Basisüberzeugungen im Mikro- und Mesobereich), eine ‘Weltanschauung’ im (Makro- und Megabereich). Soziale Welten in Makrobereichen prägen etwa über einen ‘Zeitgeist’ Mikro- und Mesobereiche entweder konformierend – man stimmt zu - oder divergierend – man lehnt sich auf, stemmt sich gegen die Strömungen des Zeitgeistes. Sozialwelten formieren sich in Gesprächs- und Erzählgemeinschaften in Prozessen kollektiver Interpretationsarbeit bzw. Hermeneutik“ (Petzold 2000h).

In einem sozialen Netzwerk kann es vielfältige „social worlds“, *kollektive mentale Repräsentationen* geben (vgl. oben 2.1.4), die sich allerdings auch über die Zeit in Konvois verändern können, wenn die Netzwerke und die Menschen in ihnen älter werden.

» Als **Konvoi** bezeichnet werden Soziale Netzwerke, die auf der Kontinuumsdimension betrachtet werden, denn der ‚Mensch fährt nicht allein auf der Lebensstrecke, sondern mit einem **Weggeleit**‘ (Petzold 1969c). Ist dieses stabil, ressourcenreich und supportiv, so kann es ‚stressful life events‘ abpuffern, eine Schutzschildfunktion (*shielding*) übernehmen und damit Gesundheit und Wohlbefinden sichern. Ist der **Konvoi** schwach oder kaum vorhanden, negativ oder gefährlich (durch Gewalt und Missbrauch), so stellt er ein hohes Risiko dar (*continuum of casualties*), und das nicht nur in Kindheit und Jugend. Konvoiquantitäten diagnostisch zu erfassen und – wo erforderlich – zu stärken, bei ‚riskanten Konvois‘, zu puffern oder einzuschränken (Heimunterbringung, Frauenhaus u. ä.) ist damit eine zentrale Aufgabe jeder psychosozialen/therapeutischen Hilfeleistung, bei der die Helfer ‚Mitglieder auf Zeit‘ in Konvoi des Klienten/der Klientin werden. Longitudinal werden Konvoiquantitäten durch ‚Konvoi-Diagramme‘ erfassbar, indem KlientInnen ihre sozialen Netzwerke zu wichtigen Zeitpunkten ihres Lebenslaufes (z. B. 5 J. Kindheit, 10. J. Schulzeit, 15 J. Adoleszenz, Einbrüche, Bindungen, Trennungen, Relokationen) aus der Erinnerung aufzeichnen, so dass benigne und maligne Einflüsse, soziale Unterstützung und soziale Belastungen panoramaartig erkennbar werden. Konvoiquantität und -dynamik wird wesentlich durch die in ihm vorherrschenden Quantitäten der Relationalität bestimmt, durch Beziehungen und Bindungen, durch Affiliationsprozesse im Binnenraum und zum Außenfeld des Konvois. « (Petzold 2000h)

Für die integrative Arbeit mit Familien legen wir folgende Definition von „Familie“ zugrunde.

„Unter **Familie** kann eine **Polyade**, d.h. ein Gruppenverband miteinander verwandter oder verschwägerter, aber auch durch Adoption und stabile Wahlverwandtschaften verbundener Menschen verstanden werden, die in Wohn-, Lebens-, Werte- und ggf. Wirtschaftsgemeinschaften leben und durch dichte Netzwerkbeziehungen und ggf. freiwillig eingegangene rechtliche Fürsorgeverpflichtungen (notarielle Verträge, eingetragene Partnerschaften, o.ä.) miteinander einen **Konvoi** bilden. „Gute“ Familien bieten einen Konvoi von hinlänglicher Stabilität, in dem eine intensive Affiliationsqualität, ein Wir-Gefühl der Zugehörigkeit herrscht und *mentale Repräsentationen* der Familie als Gesamtgemeinschaft mit ihren Mitgliedern und ihren Traditionen und Werten Kognitionen *familialer Identität* möglich machen, die Sicherheit und Beständigkeit für das *persönliche Identitätserleben*

bieten. Eine „gute“ **repräsentationale Familie** kann eine hohe Enttäuschungsfestigkeit haben und über die Existenz der zugrundeliegenden **realen Familie** hinaus einem Menschen Orientierung, Sinn und Trost bieten, genauso wie eine negative **repräsentationale Familie** Menschen ein Leben lang belasten kann, wenn ihre Auswirkungen nicht bearbeitet und verarbeitet werden können“ (Petzold 2006v).

Je intensiver die affiliale Qualität (Liebe, Verbundenheitsgefühl, Wertschätzung) ist und je größer die „geteilten mentalen Repräsentationen“ sind – d.h. kognitiven, emotionalen und volitiven Muster (Petzold 2003b, Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004) in der familialen Polyade -, desto höher ist deren „supportive Valenz“. Dabei spielt die Bindungswirkung genetischer Verwandtschaftsverhältnisse, wie die Evolutionspsychologie gezeigt hat (Buss 2005) durchaus eine Rolle und auch die Länge der Beziehungsgeschichte, besonders, wenn sie Zeiten primärer Vertrautheit (Kleinkindzeit) umfasst (Bischof 1985). Dennoch sind die aktuellen Lebensbedingungen von Familien in Gesellschaften – in all ihrer Vielfalt und Verschiedenheit - von hoher normativer und Verhalten bestimmender Kraft. Natur und Kultur sind die zu berücksichtigenden Einflussgrößen. Von einheitlichen Vorstellungen über das, was Familie ist, kann heute in der psychosozialen Arbeit aber auch in der Familientherapie (die zumeist an impliziten Bildern von traditionellen Familien orientiert ist) nicht mehr ausgegangen werden, u.a. weil in vielen Familien selbst davon nicht mehr ausgegangen wird – bewusst/explicit und mehr noch unbewusst/implizit.

Eng mit der Vorstellung des Konvois, des Weggeleits durch Familie und Freunde, ist die therapeutische Konzeption der „Karrierebegleitung“ verbunden, für die in der Integrativen Therapie schon früh Modelle wie die „Therapiekette“ oder das „therapeutische Verbundsystem“ entwickelt wurden (Petzold 1974b; Scheiblich, Petzold 2005).

» Unter **Karriere** (von spätlat. *Carraria* = Fahrweg, frz. *carrière* = [positive] Laufbahn) wird sozialwissenschaftlich das über längere Strecken der Lebensspanne betrachtete Entwicklungs- und Sozialisationsgeschehen mit seinen *salutogenen*, *pathogenen* und *defizitären* Einflüssen verstanden, in dem Mikrosegmente von Wochen und wenigen Monaten, Mesosegmente von Monaten und Jahren differenziert werden können, für die die Gesamtkarriere eines Lebensverlaufes in der Sicht eines 'lifespan developmental approach' den Hintergrund bildet und zwar unter *retrospektiver* (Vergangenheitsanalyse), *aspektiver* (Gegenwartsassessment) und *prospektiver* (Zukunftsorientierung) Betrachtung. Die Karriereperspektive wird durch die longitudinale Entwicklungsforschung empirisch bestens abgestützt und verlangt nach Strategien der pathogenesevermindernden bzw. -beseitigenden *Hilfeleistung* und der salutogeneseorientierten *Entwicklungsförderung*, die als **Karrierebegleitung** in einem longitudinal ausgerichteten Konzept von nachhaltiger Hilfe und Förderung den individuellen Entwicklungsprozessen entsprechende Interventionsmaßnahmen und Agenturen der Hilfeleistung und Förderung zur Verfügung stellen. Damit sind klinische, sozialtherapeutische und sozialpädagogische *Verbundsysteme* bzw. multipel vernetzte und nicht-linear organisierte *Therapieketten* erforderlich, um für die PatientInnen und KlientInnen und ihre persönlichen sozialen Netzwerke und Konvois – seien sie nun beschädigt oder nicht – für ausreichende Zeit professionelle Begleitung als 'convoy of support and empowerment' an die Seite zu stellen, damit Negativkarrieren eine neue, positive Orientierung erhalten können. Bei den zum Teil höchst desolaten *Karriereverläufen* von Suchtkranken, aber auch von Menschen mit psychiatrischen Problemen, Karrieren, die schwere Schädigungen der Persönlichkeit und ihrer Netzwerke/Konvois im Gefolge hatten, erscheint das Konzept der **Karrierebegleitung** in differenzierten und flexiblen Verbundsystemen, eine der wenigen Antworten, die für die Betroffenen hinlängliche Chancen und nachhaltige Wirkungen für ein gesünderes, besseres Leben bieten können und die Solidargemeinschaft von immensen Kosten für chronifizierte Krankheitskarrieren entlasten könnten. « (Petzold 2000h)

Karrierebegleitungen sollten Hilfestellungen auf vielfältigen Ebenen bieten – von der materiellen Unterstützung bis zur psychologisch-psychotherapeutischen und sozialen. Wichtig ist dabei auch, ein „normatives Empowerment“ (Regner 2005; Petzold, Regner 2005) zu gewährleisten, das Vermitteln eines Bewusstseins dafür, dass KlientInnen Rechte haben.

» **Normatives Empowerment (NE)** ist die von professionellen Helfern oder von Selbsthelfern erfolgende Förderung der Fähigkeit zu normativen Entscheidungen durch Menschen, die von Problem- und Belastungssituationen betroffen sind, auf einer möglichst umfassend informationsgestützten Basis, ausgerichtet an generalisierbaren, rechtlichen und ethischen Positionen (Grundrechte, Menschenrechte, Konventionen zu Natur- und Artenschutz etc.). **NE** vermittelt ein Bewusstsein für das „Recht, Rechte zu haben“

(*H. Arendt*), sensibilisiert für die „Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen“

(*H. Petzold*), baut Solidarität, Assertivität, Zivilcourage auf, erschließt Möglichkeiten der Informations- und Ressourcenbeschaffung, so dass die Betroffenen als Einzelne und als Kollektive die Kompetenz und Kraft gewinnen, normativ-ethische Entscheidungen für sich, andere Betroffene, das Gemeinwesen zu fällen, ihre Umsetzung zu *wollen* und für ihre Durchsetzung einzutreten. « (*Petzold 2006n*)

6. Kulturtheoretische Konzepte

6. 1 Kultur

» Eine Kultur ist ein Gesamt kollektiver Kognitionen, übergreifender emotionaler und volitiver Lagen und Lebenspraxen mit ihren Inhalten in einer spezifischen sozialen Gruppe. «(Petzold 1975h, 1998a, 244)

Diese kompakte Definition wird wie folgt spezifiziert:

» **Lebendige Kultur** (im Unterschied zu vergangenen, „toten“ Kulturen) gründet in einem aktuellen *kulturellen Raum/Feld* mit seinen Grundbeständen (Territorien, Landschaften, Sprache) und Dokumenten (Monumente, Archivalien, Literatur usw.) und begründet *diesen Raum/dieses Feld* zugleich durch *Emergenzphänomene*, welche aufgrund kulturschaffender Prozesse von sozialen Gemeinschaften und Gruppen, aber auch von Individuen zustande kommen. In diesen Prozessen *emergiert* Kultur als Qualität mit spezifischen Qualitätsmerkmalen aus der Matrix der vielfältigen Konnektivierungen von *kulturellen Mustern/Schemata* als Mikrophenomenen, kulturellen Stilen und kulturellen Strömungen als Meso- und Makrophenomene sowie durch die Verbindungen zu der Hypermatrix der umliegenden Kulturen. Kultur wird als solche innerhalb und außerhalb des Raumes/Feldes wahrnehmbar. Dabei kann es territoriale (ländergebundene, z.B. die Schweizer Kultur) und transterritoriale (z.B. die deutsche Kultur weltweit) Kulturräume geben, Makro-, Meso- und Mikrokulturen (National-, Organisations-, Teamkulturen usw.).“ Der Kulturbegriff kann vielfältig verwendet und spezifiziert werden (vgl. Petzold 1998a, 312), abhängig davon, für welchen Kontext, welche Felddimension (Petzold et al. 1999) man ihn verwendet (z.B. der Megabereich der Welt, Makro-, Meso- oder Mikrobereiche). Immer aber beinhaltet er ein konnektivierendes bzw. synergetisches Moment. Er führt Elemente zusammen zu einem übergeordneten Ganzen. In einer *Kultur als Gesamt kollektiver Kognitionen, übergreifender emotionaler und volitiver Lagen* (Petzold 1998a, 244) verbinden sich eine Vielzahl kultureller Strömungen, Stile, Muster/Schemata zu einer Textur, die für all diese Phänomene einen Kontext bietet, eine Matrix der Vernetzung mit einem je spezifischen „Emergenzpotential“ (ibid., 236ff, 312), d.h. einer Generativität bzw. Kokreativität (ibid., 264, 272, 294), die zu einer *Metakreativität* – charakteristisch für eine globalisierte Wissens-, Wissenschafts- und Technologiekultur – überschritten werden kann. Kulturelle Phänomene, Kulturgüter, z.B. früher Volkskunst und Volksmusik, kulturelle Strömungen, Moden, „ways of life“, „lifestyles“ können als *Emergenzen* solcher Kokreativität gesehen werden. Auf der „Mikroebene haben sie die Form von kulturellen *Mustern/Schemata*, welche sich wiederum auf der Mesoebene zu einem „*Stil*“ als *Synergem von kulturellen Mustern* oder auf einer Meso- oder Makroebene zu einer „*Strömung*“ als *Synergem von Stilen* zusammenschließen.“ «(Müller, Petzold 1999)

6.2 Polyprismatischer Sinn – „Sinne“

Menschen generieren in den Prozessen ihres Lebens im Erleben der Welt „Sinn“ oder besser, in eine Pluralisierung gefasst, „Sinne“ (Petzold, Orth 2004a): perzeptiv und interpretativ, abhängig von der Entwicklung der zerebralen Processingkapazität und der kognitiv-emotionalen Verknüpfungs- und Bewertungsarbeit (ihren *appraisals* und *valuations*), von ihrer Fähigkeit zu Exzentrizität und Mehrperspektivität. Es werden damit die Momente der Verbindung, Wertung und Bedeutung in die vorfindliche Wirklichkeit getragen als einer „*Wirklichkeit für mich*“, die mir, und denen, mit denen ich die Muster des Verknüpfens-, Wertens, Bedeutungszuweisens und die Ergebnisse dieser Prozesse in hinlänglicher Weise teile, „Sinn macht“. Diese Wirklichkeit der Anderen ist in der Dialektik mit der Wirklichkeit des Eigenen konstitutiv für gemeinsamen Sinn (coperzeptiven, connotativen, consensualen), der damit auch „*Wirklichkeit für uns*“ konstituiert, sinn-volle Wirklichkeit. Sinn/Sinne pluralisieren sich, akkumulieren durch die Fähigkeiten zu beständig wachsender „*Sinnerfassungskapazität, Sinnverarbeitungskapazität und Sinnschöpfungskapazität*“ eines Menschen und seiner relevanten *Ko-responzenzgemeinschaften* über die Lebensspanne hin. Die Beiträge dieser polylogischen Diskurs-, Gesprächs-, Erzählgemeinschaften zur Sinnschöpfung bestehen in der Hinzufügung neuer Perspektiven, Wertungen und Bedeutungszuweisen, so dass Wirklichkeit, im „Licht“ vielfältiger Er-

kenntnisprozesse stehend, Licht das durch viele Prismen fällt, für die Gemeinschaft der Erkennenden und damit für jeden der ihr Angehörigen „polyprismatischen Sinn“ freisetzt, dessen Fülle nie ausgelotet werden kann“ (2001k).

Aphoristisch:

Sinn ist das Erleben einer Stimmigkeit, die das ganze Menschenwesen erfasst und es zufrieden, sicher und hell macht, ein heller Sinn.

Sinn ist das Produkt von Emergenzen eines funktionsfähigen Gehirns.

Sinn ist gleichermaßen das Produkt von Emergenzen in gesellschaftlichen kollektiven Interpretationsprozessen der Kulturarbeit, er entspringt unendlichen *Dialogen* und *Polylogen*.

Sinn des Lebens ist das Leben selbst“, das eigene, leibhaftig gelebte, wie das Leben überhaupt (*Nietzsche*). Das ist keine billige Aussage, denn sie gründet in einem Leibapriori der Erkenntnis (*Apel* 1985; *Petzold* 1988n) und führt hin zum Postulat einer „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ (*Albert Schweitzer*), Leben, das *Dignität* erhält, weil es alle Möglichkeiten des *Sinnes*, u n s e r e s Sinnes birgt und zu

Sinn als einer „*Freude am Lebendigen*“ (*Petzold, Orth* 1998) führt, in dem alle Möglichkeiten des Glücks liegen.

Sinn kann aber auch dunkle, perfide, infame, perverse Qualitäten haben, Unsinn, Irrsinn, Pseudo-sinn, Widersinn, Abersinn implizieren und diese dürfen nicht verleugnet werden, sondern erfordern Wachsamkeit der eigenen Natur gegenüber, Auseinandersetzung und das Wollen, dem dunklen *Sinn* keinen Spielraum zu geben,

Sinn wurzelt in Zusammenhängen (*Luhmann*), in der *erlebten Relationalität*, in der evolutionär ausgebildeten Intentionalität des Leibes, d. h. seiner sinnhaften Orientierung auf die Welt (vgl. weiteres *Petzold* 2001 k).

Sinn muss ein vielfältiger sein, da das Leben vielfältig ist, und deshalb sind auch eine Vielfalt von Sinnen und Bedeutungen möglich – gute und böse.

Sinn entsteht in den vielfältigen Brechungen des „Lichtes der Erkenntnis“ in den vielfältigen Prismen der Erkenntnismöglichkeit, wie sie Kulturen, Künste, Wissenschaften, die Einzigartigkeit jedes Menschenwesens bereitstellen und damit die polyprismatische Vielfalt von *Sinn*, Sinnen ermöglichen (vgl. *Petzold, Orth* 2004 a,b).

Für die Vielfalt von *Sinn*, von Sinngewebungen steht im Deutschen, anders als im Russischen, kein Plural als Möglichkeit zur Verfügung, denn „*Sinne*“ ist bedeutungsdifferent. *Bakhtin* nutzt diese Möglichkeit seiner Sprache, und ich bin ihm gefolgt mit der Sonderschreibung „*Sinne*“. In *Dialogen* und *Polylogen* „gibt es kein erstes und kein letztes Wort, und es gibt keine Grenzen für den dialogischen Kontext (er dringt in die unbegrenzte Vergangenheit und in die unbegrenzte Zukunft vor). Selbst *vergangene*, das heißt im Dialog früherer Jahrhunderte entstandene *Sinne* können niemals stabil (ein für alle mal vollendet, abgeschlossen) werden, er wird sich im Prozess der folgenden, künftigen Entwicklungen des Dialogs verändern (in dem er sich erneuert). In jedem Moment der Entwicklung des Dialogs liegen gewaltige, unbegrenzte Mengen vergessener *Sinne* beschlossen, doch in bestimmten Augenblicken der weiteren Entwicklung des Dialogs werden sie je nach seinem Verlauf in Erinnerung gebracht und leben (in neuem Kontext) in neuer Gestalt wieder auf“ (*Bakhtin* 1975, 212).

7. RELATIONALITÄT: Perspektiven anthropologischer und klinischer Theorie auf die therapeutische Beziehung

Der „Integrative Ansatz“ bearbeitet viele Fragestellungen auf einer weitgreifenden metatheoretischen Ebene (I. im „Tree of Science“) und einer enger greifenden theoretischen Ebene (II. im „Tree of Science“) im konzeptuellen Rahmen psychologischer, sozialwissenschaftlicher und klinischer Theorien. So gibt es etwa eine philosophisch-anthropologische Gesundheits- und Krankheitslehre (sie zentriert in den Begriffen Zugehörigkeit und Entfremdung) und eine klinische Lehre, die in der Idee salutogener und pathogener Stimulierung zentriert (*Petzold, Schuch* 1991). In ähnlicher Weise gibt es eine philosophische und eine psychologische Theorie der **Relationalität**.

Integrative Therapie ist in ihrer metatheoretischen Fundierung strikt interaktional konzipiert: von der ontologischen Setzung her ist „Sein ist Mit-Sein“ (*G. Marcel, M. Merleau-Ponty*), von der erkenntnistheoretischen Position vertritt sie ein „soziales a priori“ der Erkenntnis, die als „*connaissance*“, als gemeinsames Wissen gesehen wird und in Prozessen gemeinsamer Erzählungen und gemeinschaftlicher Hermeneutik (*P. Ricœur*) geschöpft wird. In ihrer evolutionsbiologischen Sicht vertritt sie die kosmologische Position, dass im thermodynamisch bestimmten „*Chaosmos*“ (*Petzold* 2003a, 36, 406f) diese unsere Erde als „Welt des Lebendigen“ eine Welt des abgestimmten, „ökosophischen“ biologischen Zusammenhanges und Interagierens ist. Die anthropologische Position der Leiblichkeit als Zwischenleiblichkeit: Mensch wird man durch den Mitmenschen, Subjektivität ist intersubjektiv verfasst, macht **Intersubjektivität** als Subjekt-Subjekt-Beziehung, die **intersubjektive Ko-respondenz**, zum durchgreifenden Leitkonzept der Integrativen Therapie und Supervision. Das schlägt auch auf die Theorien mittlerer Reichweite und bis in die Praxeologie durch: Entwicklung geschieht interaktional in Polylogen und Dialogen, Persönlichkeit ist von wechselseitigen Identitätsattributionen bestimmt, Gesundheit und Krankheit von benignen und malignen Interaktionen im sozialen Netzwerk. Heilung geschieht dann auch wesentlich in intersubjektiven Beziehungen, und die Methoden und Techniken der Praxeologie werden in einem intersubjektiven Rahmen angewandt und sind darauf gerichtet, intersubjektive Qualitäten zu fördern (*Petzold* 1988n, 2003a). Auch die Sozialpsychologie konzipiert strikt interaktional ausgerichtet. Deshalb ist eine gute Anschlussfähigkeit zwischen Sozialpsychologie und Integrativer Therapie gegeben und ihren Forschungen zu zwischenmenschlichem Beziehungsgeschehen, zu Phänomenen wie **Affiliation** und **Reaktanz**.

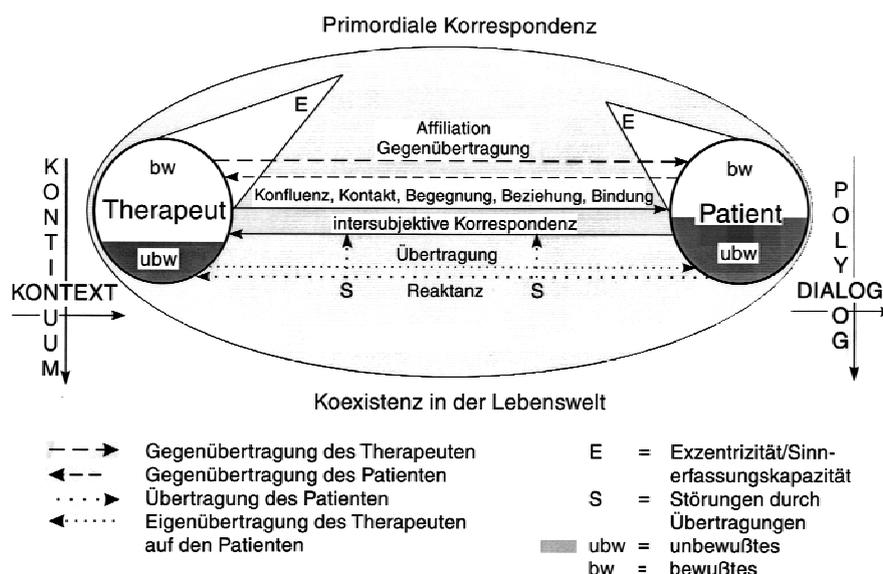


Abb. Modalitäten der Relationalität (aus *Petzold, Sieper* 1993)

7. 1 Modalitäten der Relationalität aus der Sicht psychologischer und klinischer Theorie

Zunächst soll das Thema **Relationalität** auf der interventionsnahen Ebene mittlerer Reichweite behandelt werden. In allen Modalitäten der Relationalität kommen empathische Prozesse zum Tragen:

» **Empathie** wird im Integrativen Ansatz verstanden als eine genetisch disponierte, u.a. durch die Funktion von Spiegelneuronen gestützte Fähigkeit unseres Gehirns, die in ihrer Performanz ein breites und komplexes, supraliminales und subliminales Wahrnehmen „mit allen Sinnen“ umfasst, verbunden mit den ebenso komplexen mnestischen Resonanzen aus den Gedächtnisarchiven. Das ermöglicht in einer „Synergie“ ein höchst differenziertes und umfassendes Erkennen und Erfassen eines anderen Menschen (personengerichtete Empathie) oder von Menschengruppe in und mit ihrer sozialen Situation (soziale Empathie) nebst ihren subjektiven und kollektiven sozialen Repräsentationen. « (vgl. *Petzold* 1993a/2003a, 275, 872)

Folgende Relationalitätsmodalitäten werden differenziert:

Konfluenz ist die unabgegrenzte Daseinsform des Menschen in totaler Koexistenz, wie sie die Embryonalzeit kennzeichnet, in der die Flut der Propriozeptionen und Exterozeptionen noch nicht durch differenzierende Wahrnehmung strukturiert wird, die das Eigene vom Anderen scheidet.

Es lassen sich begrifflich unterscheiden: die *originäre Konfluenz* der frühen Entwicklungsphasen einerseits von regressiven Fixierungen, der *pathologischen Konfluenz*, durch die ein Mensch in späteren Entwicklungsstadien – oft krankheitsbedingt von „innen“ überflutet werden kann (z. B. in depressiven Reaktionen oder Panikattacken, Zwangsgedanken, psychotischem Geschehen), in Drogen- und Rauscherfahrungen oder von „außen“ in traumatischen Situationen oder schweren persönlichen Abhängigkeiten und in der Hörigkeit (siehe unten). Er vermag dann seine identitätsbewahrenden Abgrenzungen nicht zu stabilisieren. Es gibt aber andererseits auch eine *positive Konfluenz*, in der ein Mensch temporär und für ihn steuerbar sich auf Ganzheitserfahrungen (z. B. in der Zärtlichkeit, in meditativer Versunkenheit, künstlerischem Schaffen, ästhetischen Erfahrungen, in der Faszination des Spiels) einzulassen vermag.

- **Kontakt** ist im wesentlichen ein Prozess leiblich konkreter, differenzierender Wahrnehmung, der das Eigene von Fremdem scheidet, die Dinge der Welt unterscheidet und durch die Stabilisierung einer Innen-Außen-Differenz die Grundlage der Identität bildet.

Kontakt ist die kleinste Einheit von Relationalität mit der punktuellen Möglichkeit von einseitiger oder wechselseitiger Berührung (Blickkontakt, Körperkontakt etc.). Kontakt ist Angrenzung und Abgrenzung, Kontaktfläche und Trennungslinie zugleich. In der Gestalttherapie wurde der bei *Perls* ursprünglich sehr eng gefasste, physiologistische Kontaktbegriff völlig überdehnt, ohne dass sein Verhältnis etwa zur *Buberschen* Begegnungsphilosophie je geklärt wurde. Eine Beziehungs- und Bindungstheorie fehlt.

- **Begegnung** ist ein wechselseitiges empathisches Erkennen und Erfassen im Hier-und-Jetzt geteilter Gegenwart, bei dem die Begegnenden im frei entschiedenen Aufeinanderzugehen ganzheitlich und zeitübergreifend ein Stück ihrer Geschichte und ihrer Zukunft aufnehmen und in einen leiblich-zwischenleiblichen (d.h. körperlich-seelisch-geistigen) Austausch treten, eine Berührtheit, die ihre ganze Subjekthaftigkeit einbezieht. Begegnung ist ein Vorgang, in dem sich Intersubjektivität lebendig und leibhaftig realisiert.

Begegnung geschieht auf der Grundlage von *Kontakt*, der keine Begegnung ist, aber ohne den keine Begegnung möglich ist. Begegnungen können sehr unterschiedliche Qualitäten und Intensitäten haben. Genderperspektiven müssen stets berücksichtigt werden.

Beziehung ist in die Dauer getragene Begegnung, eine Kette von Begegnungen, die neben gemeinsamer Geschichte und geteilter Gegenwart eine Zukunftsperspektive einschließt, weil die frei entschiedene Bereitschaft vorhanden ist, Lebenszeit miteinander in verlässlicher Begegnung zu leben.

Beziehung wird als eine Qualität von Relationalität gesehen, die von Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit bestimmt ist. Wiederum gibt es unterschiedliche Intensitäten und Verbindlichkeitsgrade von

Beziehungen. Sie wachsen in der Dauer. Alters-, Gender- und Ethnieaspekte müssen beachtet werden.

- **Bindung** entsteht durch die Entscheidung, seine Freiheit zugunsten einer freigewählten Gebundenheit einzuschränken und eine bestehende Beziehung durch Treue, Hingabe und Leidenschaft mit der Qualität der Unverbrüchlichkeit auszustatten.

Bindung als intensiviert Beziehung ist durch ein hohes Maß an Verantwortlichkeit und Bindungswillen auf Dauer gekennzeichnet und mit der Bereitschaft verbunden, auch Opfer um der Bindung willen auf sich zu nehmen (z. B. bei Krankheit oder Notsituationen). Wiederum zählen Alters-, Gender- und Ethnieaspekte.

Abhängigkeit ist eine Gebundenheit auf Kosten persönlicher Freiheit, was als naturwüchsiges „attachment“ bei Kindern strukturell vorgegeben oder sie ist bindungsgegründetes sozial sinnvolles Verhalten etwa bei pflegebedürftigen Erwachsenen im Nahraum von sozialen Beziehungen und Netzwerken. Sie kann aber auch pathologische Qualitäten haben etwa bei neurotischen Abhängigkeiten, suchtspezifischen Koabhängigkeiten, Kollusionen.

Abhängigkeiten können auch in therapeutischen Beziehungen oder durch Gurugehabe in therapeutischen Gruppen entstehen, Phänomene, die sehr sorgsam beachtet werden müssen. Bei Abhängigkeitssituationen von PatientInnen muss sorgfältig geprüft werden, ob es sich nicht um strukturelle Abhängigkeiten handelt (Versorgung alter oder kranker Angehöriger) oder schicht- und ethniespezifische Faktoren zum Tragen kommen, bei denen ggf. die normativen Systeme von TherapeutInnen der gehobenen akademischen Mittelschicht nicht greifen. Hier können leicht Fehler zu Lasten von PatientInnen gemacht werden.

Hörigkeit beinhaltet massive, pathologische Abhängigkeit noch überschreitende Qualitäten, weil Grundrechte und Rechte verletzende Freiheitseinschränkungen, psychische und z. T. reale Freiheitsberaubung, bis zur Versklavung eintritt (oft auf sexueller Ebene bei Zuhälterprostitution, sadomasochistischen Abhängigkeiten oder auf wirtschaftlicher Basis bei Schuldenklaverei, Erpressung usw.).

Hörigkeit ist therapeutisch äußerst schwer zu bearbeiten, weil Geschichten pathologischer Abhängigkeit, Traumatisierungen, Gewalt- und Missbrauchserfahrungen schwerste psychische und physische Schäden zur Folge haben, die kausaler und aktueller Bearbeitung bedürfen und zuweilen Bedrohungen durch einen Täter (gewalttätige Partner) gewärtig sein müssen. Auch in Psychogruppen und Sekten können Hörigkeiten entstehen, selten aber doch vorfindlich, auch in Psychotherapien.

Es ist mit dieser Differenzierung auch eine entwicklungspsychologische Dimension eingeführt: Von intrauteriner *Konfluenz* differenziert sich durch *Kontakterfahrungen* das kleine Kind (*infant*) von der Mutter, wodurch der Boden für das „attachment“ (Bowlby) als frühester Form kindlicher Abhängigkeit, Boden späterer Bindungsfähigkeit, gelegt wird. Es wird gegen Ende des zweiten Lebensjahres begegnungsfähig und entwickelt im Verlauf der Adoleszenz souveräne, intersubjektive Beziehungsfähigkeit. « (vgl. Petzold 1991b, Orth, Petzold 1993)

7.2 Übertragung/Gegenübertragung

Von den „klinischen“ Relationsmodalitäten seien **Übertragung** und **Gegenübertragung** zusammen mit dem Phänomen des **Widerstands** aus integrativer Sicht (Petzold 1980g) umrissen:

»**Übertragungen** werden im Integrativen Ansatz als **Reproduktionsphänomene** verstanden, als die *selektive* und *unbewusste* **Reaktualisierung alter Szenen** und **Atmosphären** (hier wird weiter gegriffen als in der traditionellen Psychoanalyse) mit den sie einschließenden Beziehungskonstellationen aus den Gedächtnisarchiven in der Gegenwart in einer Weise, dass dadurch die Wahrnehmung, kognitive Einschätzung (*appraisal*) und emotionale Bewertung (*valuation*) des aktuell Erlebten eingetrübt, disfiguriert oder verstellt wird (in Beziehungen z.B. ist sozusagen ein „unsichtbarer Dritter“ anwesend), so dass es zu dysfunktionalen Haltungen und Verhaltensweisen kommt (im Sinne eines breiten Verhaltensbegriffes: Denken, Fühlen, Wollen, Handeln).
Übertragungen sind Fortschreibungen unverarbeiteter Vergangenheitserlebnisse und der Reaktionsbildung auf dieselben – und das muss aufgearbeitet und bearbeitet werden, so dass die

„Quellen der Übertragung“, die unerledigten psychodynamischen Konstellationen ihren Impetus, ihre motivierende Kraft verlieren, damit die Übertragung „erlischt“.

Übertragungen können aber auch die Perpetuierung einstmals funktionaler, ja rettender Verhaltensstrategien sein, die sich habitualisiert haben und fortgeschrieben werden, auch wenn die zugrunde liegenden Erfahrungen von Defiziten, Konflikten und Traumatisierungen im psychologischen Grund der Persönlichkeit sich erledigt haben, also keine Virulenz mehr besitzen. Für solche Muster muss sensibilisiert werden, damit sie erkannt und *in situ* vom Patienten korrigiert und *umgeübt* werden können. Sind beide Formen der Übertragung gegeben – Unerledigtes und Habitualisiertes - müssen aufdeckende, durcharbeitende und auch umübende, neubahnende therapeutische Strategien kombiniert zum Einsatz kommen. Deutung allein genügt nicht, um eingeschliffene Bahnungen im neuronalen System zu verändern. Üben alternativer Verhaltensformen wird unverzichtbar.

Übertragungen können sowohl auf der Seite des Patienten als auch auf der des Therapeuten, dann als ihm unbewusste *Eigenübertragung* bezeichnet, vorliegen. «

Im Unterschied dazu werden *Gegenübertragungen* nicht als Übertragungsphänomene im Sinne der voranstehenden Umschreibung gesehen.

» **Gegenübertragungen** werden im Integrativen Ansatz als *bewusste* bzw. *bewusstseinsnahe empathische Resonanzen* eines Menschen auf Übertragungs- und Beziehungsangebote eines anderen Menschen bezeichnet, wobei er seine Gedächtnisarchive in hinlänglicher Breite zur Verfügung hat, also keine unbewussten Selektionen stattfinden. Der Therapeut kann so seinen Erfahrungsschatz aus seiner eigenen, ihm immer schon zugänglichen Lebenserfahrung oder durch professionelle Selbsterfahrung im Umgang mit seinen biographischen Themen erschlossene Lebensgeschichte, einschließlich seiner durch Supervision oder Kontrollanalyse gewonnenen klinischen Erfahrung für das therapeutische Geschehen und natürlich auch in den Interaktionen seines Alltagslebens nutzen. Er kennt seine Schwachstellen, seine biographischen Vulnerabilitäten, seine Übertragungsgefährdungen, sensible Bereiche, aber auch seine *empathischen Stärken*, spezifischen Erfahrungsstände, *Ressourcen* und *Potentiale* in einer Weise, dass er sie in der Handhabung der therapeutischen Beziehung, zwischenmenschlichen Konstellationen für sich und seine Interaktionsperformance nutzen kann. *Gegenübertragungskompetenz*, d.h. empathische Resonanzfähigkeit findet sich sowohl bei Therapeuten als bei Patienten, deren Potential noch stärker als gemeinhin üblich genutzt werden sollte.

Das Spiel Gegenübertragung erfordert die Fähigkeit und Bereitschaft zu wechselseitiger Resonanz, zu *Mutualität* (*Ferenczi*) und die Kultivierung von Empathie, nicht zuletzt in ihrem wechselseitigen Vollzug. «

Widerstand wird im Integrativen Ansatz mit positiven Konnotationen als vitale Kraft gesehen, die der Selbstbehauptung und der Sicherung von Freiraum dient, aber auch als klinisches Phänomen defensiver Zurückweisung von Veränderungsnotwendigkeiten oder von Versuchen, diese anzuregen.

7.3 Widerstand und Reaktanz in der Integrativen Therapie:

Phänomenologisch: Eine Kraft, die sich einer anderen widersetzt, entgegenstellt → daraus folgen Konflikt, Auseinandersetzung, Streit, Kampf mit positiven oder destruktiven Möglichkeiten bzw. Ausgang.

Neurobiologisch: Effekt der auftritt, wenn ein Außenreiz, ein Angebot, eine Herausforderung, eine „Anfrage“ auf genetisch vorgegebene oder durch soziale bzw. ökologische Situationen und in diesen stattgefundenen Lernprozessen ausgebildete „eingeschliffene“ Bahnungen trifft, die nur eine bestimmte Antwort zulassen

- a) in der Genexpression und Genregulation
- b) in neuronalen Mustern
- c) in kognitiven, emotionalen, volitionalen Mustern
- d) in biochemischen Mustern, etwa bei Sucherkrankungen durch Stoffabhängigkeit (Alkohol bei Pegeltrinkern, Barbiturate), Stoffkonditionierung und Veränderungen der Neurotransmitter und Neurorezeptorensysteme – etwa im dopaminergen System - (Kokain, Benzos, Nikotin), Sucht-

gedächtnis als Ausbildung von Bahnungen (Opiate und z.T. die vorgenannten Stoffe), Adrenalin-übersteuerungen bei Spielsucht (dort auch Veränderungen im Dopamin- und Endorfin-System) In therapeutischen Prozessen zeigt sich das z. B. bei Aufforderungen (Gestaltther.), Anforderungen (*Reality Therapy*, Rationalemotive Therapie), Interpretationen (Psychoanalyse), Verhaltensanweisungen (VT) – die IT verwendet das alles je nach Indikation und Situation – wenn derartige Interventionen Angstreaktionen auslösen, eine Stressantwort oder anderweitige Blockierung im Verhalten manifest wird (etwa bei PTSD-PatientInnen). Ohne „Umbahnungen“, neue Lernerfahrungen werden Verhaltensänderungen nicht möglich, weil diese Muster zumeist jenseits der bewussten *willentlichen* Steuerungsmöglichkeiten liegen. Langsames Umüben (VT-Techniken des Angsttrainings z.B., Awarenessübungen und Kreativ-mediale Erfahrungen in der IT, Entspannungsverfahren, Lauftherapie etc.) wird erforderlich. Bei Suchterkrankungen Entzug und Verhinderung erneuter Stoffzufuhr. Die Systeme bleiben sensibel (Rückfallgefährdung), Umbahnungen (Lauftherapie kann durch Endorphinaktivierung - *runner's high* – substitutiv wirken.

Bei allen neurobiologisch bedingten Veränderungswiderständen, als auch bei Sucht, sind die Möglichkeiten der willentlichen Steuerung sehr eingeschränkt und sollte nicht von „Widerstand“ im Sinne einen „bloß nicht Wollens“ gesprochen werden, sondern eher von „stoffbedingtem Unvermögen“

Psychologisch: Muster der *Reaktanz*, das sind Reaktionen von Personen (besonders Ich-starken), die auftreten, wenn persönliche Freiräume von Außenanforderungen, die als unangemessen oder bedrohlich erlebt werden, eingeschränkt oder verändert werden sollen. Oft kommt es dann auch zu neurobiologischen Reaktionen (s.o.).

Überzeugungsarbeit, Vertrauensarbeit, Faszinationsarbeit, Experimentieren usw. werden hier erforderlich. Druck erzeugt Gegendruck und wird zumeist unfruchtbar. Affiliationen (positive Übertragungen) mindern Reaktanzen.

Wohllollen und Geduld, Erklären, spielerisches Herausfordern sind angezeigt.

Psychologische Muster (Gewohnheiten, Rituale, Verhaltensroutinen, Marotten) haben eine – oft hohe – Stabilität, besonders, wenn sie Schutzfunktionen haben, die sich als probat erwiesen haben. Sie werden damit Veränderungsresistent, wir sprechen hier von mutativem Widerstand, Veränderungswiderstand. Findet sich eine Schutzfunktion vor Schmerz, Bedrohung, Angstzuständen, Selbstwert- und Identitätsgefährdungen sprechen wir von „protektiven Widerstand“, Diese Widerstände sind primär *intrapersonal* im psychologischen und neurobiologischen System der Person. Sie werden, wenn Therapeuten oder andere Personen sie angehen und zu labilisieren suchen, *interpersonal*.

Die meisten psychotherapeutischen Widerstandskonzepte, insbesondere das psychoanalytische sind dysfunktional. Sie besagen eigentlich nur: Widerstand ist das, wo der Patient nicht das tut, was wir nach unserer Theorie für in als richtig erachten.

Therapeutisch muss man die Gründe für Widerstandsphänomene jeweils herauszuarbeiten versuchen, erst dann kann man individualisierte Strategien finden, *gemeinsam* Prozesse des Umlernens anzugehen.

» **Widerstand** ist ein komplexes, mehrwertiges Phänomen mit durchaus kulturspezifischen Einfärbungen – man vergleiche dtsch. „Widerstand“, der Unbotmäßigkeit, Aufmüpfigkeit, Widerspenstigkeit konnotiert, mit franz. „*resistance*“. Phänomenologisch kann eine „Kraft zu widerstehen“ festgestellt werden (*Petzold* 1991b), die durchaus funktional sein kann, wenn Bedrängung, Bedrohung, Verletzung abgewehrt wird, Einschränkungen des Freiraums zurückgewiesen werden. Im Integrativen Ansatz sprechen wir dann vom „*protektiven Widerstand*“, der durchaus auch gegen zudringliche Deutungen oder Explorationen von Therapeuten seine Berechtigung hat und als Ausdruck von Ichstärke, Souveränität und einem internalen *locus of control* gewertet werden kann. Der Widerstandsbegriff ist hier nahe an dem der „Reaktanz“.

Widerstand kann aber auch ein sich dysfunktional auswirkendes Abwehrverhalten unter Verwendung vielfältiger Abwehrmechanismen gegenüber Veränderungsnotwendigkeiten gesehen werden (*mutativer Widerstand*) oder gegenüber beschämenden oder abgelehnten Seiten des eigenen Selbst, mit denen man sich nicht konfrontieren kann oder will. Werden solche „*intrapersonale*“ Widerstände als Strategien, „vorsichtig mit sich zu sein“ oder sich nicht zu konfrontieren, durch den Therapeuten angegangen, kann es zu „*interpersonalen*“ Widerstandsphänomenen kommen (ibid.).

Dabei werden *Abwehrmechanismen* als die Mittel eingesetzt, die der Widerstand für sein Widerstehen situativ effektiv verwenden kann. *Abwehrmechanismen* sind im Verlauf der Humanevolution ausgebildete Strategien der Problembewältigung und Risikominderung und als solche deshalb als funktional und als nützlich und positiv zu sehen, denn sie können z. B. *Resilienz* (Müller, Petzold 2003) unterstützen. Sie können aber auch durch Vereinseitigung und generalisierende Problemvermeidungsstrategien dysfunktional werden. «

Schließlich sei auf die sozialpsychologischen Relationalitätsmodalitäten **Affiliation** und **Reaktanz** eingegangen.

„**Reaktanz** ist ein Sammelbegriff für alle Verhaltensweisen, mit denen sich ein Individuum bei unerwarteter Frustration gegen Einschränkungen zur Wehr setzt. Solche Verhaltensweisen können erhöhte Anstrengung, Widerspruch, Aggression oder demonstratives Ersatzverhalten sein“ (Flammer 1990).

Das Bedürfnis des Menschen nach Kontrolle von Situationen, nach Herstellen eines *Souveränitätsraumes* (Petzold, Orth 1997c) ist angeboren und gehört intrinsisch zu ihm. Dadurch werden aber auch die Grenzen eines anderen Menschen zu seinen Begrenzungen. Sein Freiheitsempfinden kann erheblich gestört werden, wenn er sich in demselben behindert oder eingeschränkt fühlt. Er muss es durch *Reaktanz* wieder herzustellen suchen. Die Behinderung von Kontrolle führt meist erst zu *Reaktanz* und erst später bei andauernder Kontrollbehinderung möglicherweise zu (erlerner) Hilflosigkeit. Mit dem Konzept der *sekundären Kontrolle* und einzelnen Typen solcher Kontrolle (Flammer 1990) werden die Möglichkeit beschrieben, dem totalen Kontrollverlust entgegenzuwirken mit durchaus kreative Möglichkeiten der Gestaltung.

Durch Lebenserfahrung und soziale Lernprozesse, durch die Prospektivität, die integrativen Lebenslauf- und Identitätsmodell gegeben ist (Petzold 2001p), ist es Menschen möglich, eine „**reflektierte Reaktanz**“ zu entwickeln, die Fähigkeit, zum reaktiven Moment Distanz zu nehmen, die Situation, Motive, Folgen abzuwägen, um dann den reaktanten Impetus, die „Kraft der Reaktanz“ zur Wahrnehmung eigener Interessen und Rechte gezielt und strategisch einzusetzen, eine „**Assertivität**“ für sich und seine Mitmenschen (Zivilcourage) praktizieren zu können (diese Fähigkeit wird z. B. im Budo geschult, vgl. Bloem, Petzold, Moget 2004). Durch *besonnene Antizipationsleistungen*, die Vorwegnahme von Situationen, die *Reaktanz* auslösen können, ja müssen, ist es überdies möglich aus zukunftsbezogenem Planen und Handeln zu **proaktiven** Strategien zu finden, deren Möglichkeiten der Realisierung oft höher sind, als situative *Reaktanzbildung*.

7.4 Affiliation, affilialer Stress

Affiliation ist nach der Definition von Bram P. Buunk (in: Stroebe et al. 2002) ist als „*Tendenz, unabhängig von den Gefühlen gegenüber anderen Personen, die Gesellschaft anderer zu suchen*“ beschrieben.

Der Wortstamm *filia, filius* (lat. Tochter, Sohn) erklärt die etymologische Herkunft als Annahme an Kindes Statt, Eingliederung in eine Gemeinschaft. Die Affiliationsforschung hat Ergebnisse generiert, die für die Psychotherapie hohe Bedeutung haben und wurde im Integrativen Ansatz schon früh rezipiert und besonders für die soziotherapeutische, gerontotherapeutische und supervisorische Arbeit fruchtbar gemacht.

» **Affiliation** ist das intrinsische Bedürfnis des Menschen nach Nähe zu anderen Menschen in geteiltem Nahraum, zu Menschengruppen mit Vertrauheitsqualität, denn die wechselseitige Zugehörigkeit ist für das Überleben der Affilierten, aber auch der Affiliationsgemeinschaft insgesamt, grundlegend: für die Sicherung des Lebensunterhalts, für den Schutz gegenüber Feinden und bei Gefahren, für die Entwicklung von Wissensständen und Praxen, die Selektionsvorteile bieten konnten. Mit diesem **Affiliationsnarrativ** als Grundlage der Gemeinschaftsbildung konnten die Homini- den gesellschaftliche und kulturelle Formen entwickeln, die sie zur erfolgreichsten Spezies der Evolution gemacht haben. «

Wenn Menschen aus Affiliationsverhältnissen herausfallen (vereinsamen) oder ausgegrenzt werden (Mobbing, Ächtung) ist das stressreich und gefährlich.

» **Affiliärer Stress** entsteht bei allen Formen der Ausgrenzung von Menschen aus *Nahraumverhältnissen* (Familien, Verwandtschaften, Freundschaften, Nachbarschaften, Kollegialitäten) und weiterhin durch alle Formen der Verletzung, des Liebesentzugs, der Demütigung und Entehrung, des Missbrauchs und der Misshandlung in *Affiliationsverhältnissen*. Solche „Beziehungsbelastungen“ werden besonders bei 'starken' Affiliationen ein psychophysiologischer Stressfaktor erster Ordnung.
« (Petzold 2000h)

Affiliation wurde dabei unter integrativen Perspektiven wie folgt spezifiziert:

» - **Affiliation** ist ein Bündel von Mustern der 'Zugesellung', ein evolutionsbiologisch ausgebildetes Basisnarrativ im Verhalten von Primaten, also auch im menschlichen Verhalten, das einen deutlichen Selektionsvorteil bietet: Vergesellschaftet, in sozialen Verbänden, Netzwerken, Konvois lebend, bringen Menschen überlebenssichernde Leistungen hervor, vereinzelt gehen sie zugrunde.

- **Affiliation** ist die Tendenz von Menschen, die Nähe anderer Menschen zu suchen, auch wenn keine gewachsenen emotionalen Beziehungen da sind, gleichzeitig auch die Tendenz, solche emotionalen Bezüge, ja Bindungen herzustellen, wenn das möglich ist. Durch die Fähigkeiten, sich motorisch, emotional und kognitiv zu synchronisieren (aufgrund der Ausstattung mit Spiegelneuronen und transkulturell gleicher Ausstattung mit Grundemotionen und Mustern der nonverbalen Kommunikation) werden Affiliationsprozesse ermöglicht, die auch kulturelle Fremdheiten im Fühlen, Denken und in kommunikativer Performanz weitgehend zu überbrücken vermögen.

- **Affiliationen** können verschiedene Grade von Intensität, d.h. emotionaler Besetzung haben. Sie sind der 'Leim', der soziale Netzwerke bzw. Konvois durch „multiple Affiliationen zusammenhält. Gute Freundschaften, fundierte Kollegialität sind durch hohe **Affiliationsintensität** gekennzeichnet – mit *konformierenden Affiliationsqualitäten*: Gruppengeist, Kameradschaft, bis zu Korpsgeist und Sektenmentalität etc., die aus gemeinsamer Geschichte, geteiltem Erleben, gemeinschaftlichen Interessen, eingeschworener Verbundenheit oder unentrinnbar gewordenen Abhängigkeiten resultieren – oder mit einer *elastischen Affiliationsqualitäten*, die ebenfalls in solchem gemeinschaftlichen Hintergrund wurzeln, aber für Differenzen offen sind, neben übereinstimmenden auch 'akzeptierte' verschiedene Perspektiven, Bewertungen, Interessen zulassen und eine Wertschätzung von Gemeinsamkeiten und Andersheiten ermöglichen.

- **Affiliationen** können auch zu Gruppen (Familienverbände, Kameradschaften, Klassen, Teams, Mannschaften, Landsmannschaften, Turnerschaften, Gemeinden, therapeutischen Gemeinschaften etc.) und zu Institutionen (Schule, Kirchgemeinde, Heim, Firma) aufgebaut werden, so dass man von „**kulturellen bzw. interkulturellen Affiliationen**“ sprechen kann. Sie stehen hinter Phänomenen wie commitment, Kohäsion, Vereinstreue, Zugehörigkeiten, interkultureller Kommunikation, aber auch hinter **negativen bzw. devianten Affiliation**, wie wir sie in Cliques, Banden, Drogenzirkeln, kriminellen Vereinigungen, im organisierten Verbrechen und bei Verschwörungen finden oder auch bei **Hyperaffiliationen**, wie wir ihnen in Sekten, Geheimbünden, fanatisierten oder fundamentalistischen religiösen, weltanschaulichen und politischen Gruppierungen begegnen, Gebundenheiten, Abhängigkeiten, Hörigkeitsverhältnisse, die für die Affilierten keine Möglichkeiten der Distanzierung und Exzentrizität bieten.

- **Affiliationsprozesse** gründen in einer genetisch disponierten **Regulationskompetenz** für Nähe-Distanz-Regulation, die indes durch Enkulturations- und Sozialisationsprozesse mit Lebensalter-, Gender-, Ethnie-spezifischen *Schemata/Narrativen/Scripts* der Annäherung und Abgrenzung, der freundlichen Gesellung und der feindseligen Ablehnung, der Nähetoleranz und der Reaktanz einschließlich der damit verbundenen verbalen und nonverbalen Kommunikationsmuster und Rituale usw. geformt werden. Diese bestimmen soziokulturelle Eigenarten von Affiliationsverhalten in seinen faktischen, interaktionalen Inszenierungen, prägen die „**affiliäre Kompetenz und Performanz**“, das „**affiliäre Potenzial**.“ (d.h. Offenheit und Bereitschaft für Affiliationen) und die „**Affiliationsarbeit**“ von Subjekten in ihren Bemühungen, Beziehungen zu leben und zu gestalten, nachhaltig“.

- **Selbstaaffiliationen** sind das Resultat gelungener oder misslingender **Affiliationsprozesse** mit ihren **Affiliationsqualitäten** in sozialen Netzwerken/Konvois. Auf Grund der Internalisierung solcher Prozesse und Qualitäten entstehen Selbstwert- oder Wertlosigkeitserleben, wird der „Selbstbezug“ eines Menschen zu sich selbst, seine innere „Gefährtschaft“ (Mead) mit sich selbst ausgebildet. « (Petzold 1999r)

Es ist unschwer einzusehen, dass das Affiliationskonzept für alle Situationen zwischenmenschlicher Relationalität – sei es im Alltags- oder Hilfekontext, sei es in Dyaden, Gruppen, Netzwerken, Konvois, Verbundsystemen – eine hohe Bedeutung hat, und dass die erwähnte *Genderperspektive* (um Schicht-, Alters- und Ethnieaspekte jeweils ergänzt) dabei eine herausragende Wichtigkeit gewinnen kann (Baron-Cohen 2003; Bischof-Köhler 2002; Hurrelmann, Kolpi 2002; Petzold, Sieper 1998; Spiller, Weidig 2004). *Affiliation* liegt deshalb allen Formen der Zugesellung und des sozialen Miteinanders zugrunde und auch den höheren Formen der *Beziehungsgestaltung* – einmal auf der Genderebene in der „genderkommunikativen Kompetenz“ von Menschen oder auch in ihrer „intergenerationalen Kompetenz“ (Petzold 2004a), ihrer Fähigkeit mit Menschen verschiedener Generationen Affiliationen einzugehen.

Affiliation liegt deshalb allen Formen der Zugesellung und des sozialen Miteinanders zugrunde und auch den höheren Formen der *Beziehungsgestaltung*. Sie ist der Boden jeder menschlichen Form der „**Relationalität**“ und steht, da sie nicht durch biographisches, ontogenetisches Beziehungslernen ausgebildet wurde, auch hinter den biographisch bestimmten, klinischen Relationalitätsformen wie „Übertragung“ und „Gegenübertragung“. Diese müssen als biographisch geformte/überformte Affiliationsmuster gesehen werden.

» Menschen sind evolutionsbiologisch betrachtet in **POLYADEN** – nicht in Dyaden - zu Menschen geworden, in Gruppen, Mikrosozialitäten, in „Wir-Feldern“.
Deshalb können Menschen von frühen Säuglingszeiten an zu verschiedenen Menschen *höchst spezifische* und damit unterschiedliche Beziehungen/Relationalitätsverhältnisse aufbauen, sind also auf **Polyloge** und nicht **dyadisch-dialogisch** ausgerichtet, sondern praktizieren **Multirelationalität**.
«

Deshalb ist auch nicht von einem generalisierten Übertragungsverhalten auszugehen, wie vielfach in der Psychoanalyse angenommen. Die Idee von Mutter-Kind-Dyade wird falsch, wenn übersehen und gering gewertet wird, dass Säuglinge und Kleinkinder – ältere Kinder ohnehin - multiple Beziehungen zu verschiedenen „*caregivern*“ aufbauen und polylogisch kommunizieren können (z. B. Baby, Mutter, Vater, ältere Schwester beim Spielen im Sonntagmorgen-Bett). Diese *multidirektionalen* Kommunikationsfähigkeiten und *multirelationalen* Affiliationsmöglichkeiten von klein auf, bilden die Basis des Lebens in sozialen Netzwerken (Hass, Petzold 1998), für die wir als Primaten/Hominiden ausgestattet sind. In Gefahrensituationen rücken Menschen (und auch Tiere) näher zusammen, in Extrembedrohungen (Erdbeben) selbst feindliche Gruppierungen. Sie brauchen Nähe, um Sicherheit zu erleben oder zurückzugewinnen. Sie müssen allerdings auch Möglichkeiten der Abgrenzung entwickeln, denn nur wenn sie eine hinlängliche Eigenständigkeit entwickeln und bewahren können, vermögen sie zum überlebenssichernden Gemeinwesen beizutragen. Als gleichgeschaltetes Herdentier ohne Individuationspotential und damit der Möglichkeit zur persönlichen Kreativität, würden seine Beiträge zum Gemeinwesen, zu den Prozessen der „Kokreativität“ (Iljine, Petzold, Sieper 1990) gering. Deshalb ist auch die Ausbildung von *Reaktanz*, der Reaktionsbildung auf zu massive Einschränkungen individueller Spiel- und Freiräume evolutionsbiologisch sinnvoll.

7.5 Philosophische Perspektiven der RELATIONALITÄT – Dialogizität, Polylogizität, Konvivialität

Die voranstehend umrissenen psychologischen, klinischen und sozialpsychologischen Konzepte der Relationalität sind rückgebunden an die Intersubjektivitätstheorie (Marcel, Merleau-Ponty), die ihrerseits wiederum mit den philosophischen Diskursen zum zwischenmenschlichen Umgang verbunden ist. Philosophische Erkenntnisse zur Dialogik (Rosenzweig, Buber) begründeten Theorien der „**Dialogizität**“ (Marková 2003), die durchaus hohe Relevanz für die klinische Praxis und alltagspraktisches Handeln haben. Reflexionen auf die „Vielstimmigkeit“ solcher Dialogizität (Bakhtin, Kristeva) auf die Phänomene der Fremdheit, Zugehörigkeit und grundsätzlichen Andersheit jedes Anderen, ja der Andersheit im Eigenen, im Selbst (Levinas, Derrida, Ricoeur) führten im Integrativen Ansatz zur Idee einer „**Polylogizität**“ (Petzold 1971, 2001b, 2002c), die sich mit dem vielfältigen Sprechen nach vielen Seiten und mit der inneren Vielstimmigkeit des Selbst befasst. Sie affirmiert, dass menschliches *interpersonales* Miteinander und die *intrapersonalen* Prozesse der Auseinandersetzung mit sich selbst in Form von Polylogen geschehen.

7.5.1 Dialogik

Durch den Einfluss von *Buber* unter anderem auf *Rogers* und auf *Lore Perls* (nicht auf „Fritz“, er ist *Buber* gegenüber zurückhaltend bis ablehnend) hat das Dialogkonzept in die humanistische Psychologie und Psychotherapie Eingang gefunden. *Bubers* theologische Überlegungen schlugen – von Psychotherapeutinnen zumeist unreflektiert – in das Dialogkonzept durch.

Die Auseinandersetzung mit anderen Dialog- und Beziehungstheorien (*Bauer et al* 1991, *Bergman* 1991, *Clark* 1990, *de Man* 1989, *Herndl* 1991, *Hitchcock* 1993; *Marková* 2003) etwa denen von *G. Marcel*, *E. Levinas*, *G.H. Mead*, *M. Bakhtin* mit ihrer komplexen philosophischen Konzeption einer sozialwissenschaftlich höchst relevanten „kommunikationsorientierten“ *Dialogik* (*Gogotišvili*, *Gurevic* 1992; *Brandist*, *Tihanov* 2000; *Holquist* 1990) – führten in der Integrativen Therapie zu einem doch sehr anderen Ansatz als die philosophische-theologisierende Dialogik *Bubers* (*Perlina*, 1984). Mit *Bakhtin*¹⁵ affirmieren wir die radikale Konstitution des Selbst über die „Exotopie“, die Sicht der Anderen von anderen Orten her (vgl. unsere Idee des exzentrischen Blickes auf das Selbst und unsere Identitätstheorie von *Petzold* 1992a, 527 ff; *Müller*, *Petzold* 1999) – aber auch mit der Sicht der "verinnerlichten Anderen" zwischen denen ein „polyphoner Dialog“ entsteht -, so dass ein „vielstimmiges Selbst“ (*Hermans* 1996; idem, *Hermans-Jansen* 1995; *Leiman* 1998) in „vielschichtigen Kontexten“ spricht und sich als ein freies, selbstbewusstes und selbstschöpferisches erweist, das dabei aber immer eingebettet ist in seinen soziokulturellen Kontext mit seinem historischen und prospektiven Kontinuum. Oder anders gewendet: Kontext/Kontinuum sprechen aus dem Selbst, das Ausdruck eines Geschehens ist, das wir als *Polylogik* (*Petzold* 2002c) bezeichnet haben, ein vielfältiges Sprechen, eingebunden in die Gemeinschaft aller Sprechenden.

Hier ist Anschluss zur Hauptidee *Bakhtins* der Individualisierung in einer Kommunalität. „Bakhtin and a host of other Slavic thinkers emphasized the social nature of language and felt that meaning resided neither with the individual, as the traditionalists believe, nor with no one, as deconstruction would have it, but in our collective exchanges of dialogue“ (*Honeycut* 1994). In den Möglichkeiten des Sprechens haben die Interlokutoren eine schöpferische Freiheit – die des Selbstausdrucks, der die Chance des Verstandenwerdens impliziert, weil die Zuhörer, Gesprächspartner aus dem Hintergrund des gleichen Kontext/Kontinuums schöpfen, die „gleiche Sprache sprechen“. *Alexei Losev* hat dies in seiner „Philosophie des Namens“ auf den Punkt gebracht: „Das Geheimnis des Wortes liegt in seinem Umgang mit dem Gegenstand und seinem Umgang mit anderen Menschen. Das Wort übersteigt die Grenzen einer separaten Individualität. Es ist eine Brücke zwischen dem Subjekt und dem Objekt“ (*Losev* 1990). Das Selbst als sprechendes und angesprochenes, als denkendes und gedachtes [„ich will Dein gedenken“] ist demnach immer anderen Selbsten als denkenden, gedenkenden verbunden.

Verstanden-werden begründet und vertieft Selbstverstehen – in diesem, auch durch die Entwicklungspsychologie des Kleinkindes (*Petzold* 1994j) fundiertem Faktum liegt eines der bedeutendsten Wirkmomente der Psychotherapie, das jede störungsspezifische und manualisierte Behandlungspraxis als eine *conditio sine qua non* unterfangen müsste. Selbstverstehen entfließt einer allgemeinen kulturellen *Polylogik*. Ich verstehe mich in den Bildern, Metaphern, Begriffen, Worten – im breitesten Sinne in den „kulturellen Mustern“ - meiner Kultur (und das ist in einer zunehmend globalisierten Welt *die Kultur aller Menschen*; *Bakhtins* Auffassung von „Dialog“ ist so breit gefasst). Sie meint nicht nur den Austausch zwischen Interlokutoren (plur.) sondern bezieht die Kontext/Kontinuumsdimension ein, ja den Dialog mit der Sprache selbst, mit jedem Wort, das mit Bedeutungen und Konnotationen gesättigt ist, die zu einem Teil zwischen den Dialogisierenden geteilt werden, und je umfassender dies möglich ist, desto breiter und tiefer ist das Verstehen und das Verständnis. *Bubersche Dialogik* wurde schon von seinem Freund *Franz Rosenzweig* wegen ihrer Enge kritisiert (*Marková* 2003) und in der Integrativen Therapie schon durch *G. Marcells* Konzept der **Intersubjektivität** als Qualität zwischen „Subjekt(en) und Mitsubjekt(en)“ und *G. H. Meads* Idee symbolischer Interaktion von „Selbst und Anderen“ zu einer **Polylogik** überschritten, die mit den Überlegungen im Sinne *Bakhtins* noch einen weiteren Horizont erhält. Bringen wir nun noch *Levinas*‘ Konzept der „Andersheit des Anderen“ und des unabdingbaren Respekts vor dieser Andersheit, seine Ethik der „Alterität“, zu diesen Überlegungen hinzu, dann stellen wir die **Polylogik** auf ein vertieftes Fundament. Das alles führt zu einer neuen Weise, menschliche Beziehung, therapeutische Beziehung zu denken, neu zu denken.

Ich habe die Reihenfolge der *Buberschen* Formel anders gesetzt, habe das prioritäre, bemächtigende **Ich** bei *Buber*, das „das Andere, die Anderen mit in sich, in seiner Einheit“ mit der *Welt* hat (*Buber* 1908, 23), anders positioniert und die „zwingende“ Konjunktion „und“ fallengelassen sowie die dominant dyadologische Konnotation aufgelöst. Vielmehr rücke ich die *Gemeinschaft* und ihre

Polyloge als Hintergrund jeder *Dialogik*, ihr Handeln zum Gemeinwohl und in Gerechtigkeit¹³ als Basis jeder Fürsorge in den Blick. Ich konnte dann formulieren:

„Du, Ich, Wir in Kontext/Kontinuum, Wir, Du, Ich in Lebensgegenwart und Lebensgeschichte“ (Petzold 1971, 2, 2003a, 805)

Diese Formel – in beiden Reihungen lesbar – gründet einerseits in der philosophischen Konzeption eines „synontischen Seins“ (M. Merleau-Ponty) mit vielfältige Wechselbeziehung von Seinsmanifestationen auf einer sehr grundsätzlichen (*primordialen*) Ebene – der Ebene der *Synousie* –, andererseits in einer „intersubjektivistischen Philosophie“, wie sie Beziehungsphilosophen wie G. Marcel, E. Levinas, M. Buber, M. M. Bakhtin mit jeweils unterschiedlichen Akzentuierungen entwickelt hatten.

» Du, Ich, Wir in Kontext/Kontinuum, in dieser Konstellation gründet das Wesen des Menschen, denn er ist vielfältig verflochtene Intersubjektivität, aus der heraus er sich in Polylogen und Korrespondenzen als Konsens-/Dissensprozessen findet und Leben gestaltet – gemeinschaftlich für Dich, für sich, für die Anderen. Menschen entspringen einer polylogischen Matrix und begründen sie zugleich im globalen Rahmen dieser Welt. In der Erarbeitung von demokratischen Grundordnungen und Menschenrechtskonventionen haben sie sich einen metaethischen Rahmen geschaffen, der noch keineswegs abgeschlossen ist und als ‘work in progress’ betrachtet werden muss, denn die Menschen sind in ihrer Hominität, ihrem Menschenwesen, und ihrer Humanität, ihrer Menschlichkeit, ihrem Verständnis von Menschenwürde, Freiheit, fundierter Gerechtigkeit, Gemeinwohl und der konkreten Umsetzung dieser Werte in beständiger Entwicklung. « (vgl. Petzold 1988t, 2000a)

Diese Formel ist grundlegend für die „polylogischen Matrix“, für das Konzept des „**Polylogs**“.

7.5.2 Polylog:

Vor dem Hintergrund der Folie des „Tree of Science“ wird „**Polylog**“ gesehen: 1. *Ontologisch/metatheoretisch* als die *Grundgegebenheit* der in konnektivierten Sinnbezügen, in vernetzten Sprechhandlungen und verwobenen Interaktionseinheiten organisierten menschlichen Wirklichkeit; 2. *theoretisch* als *Konzept* der Betrachtung, der Analyse und der Interpretation im Rahmen einer *mehrperspektivischen* Hermeneutik und Metahermeneutik; 3. *praxeologisch* als multiple Konnektivierungen in Interaktions-, Interlokutions- und Kommunikationsnetzen, wie sie die sozialpsychologische Netzwerk-, Gruppen-, Kleingruppenforschung untersucht haben; 4. *praktisch* als eine *mehrdimensionale Methologie* innerhalb *vielfältig ko-respondierenden* Handlungsfeldern, in denen sich Theorie-Praxis-Verhältnisse wieder und wieder überschreiten zu einer Metapraxis“ (Petzold 1999r).

» **Polylog** wird verstanden als vielstimmige Rede, die den Dialog zwischen Menschen umgibt und in ihm zur Sprache kommt, ihn durchfiltert, *vielfältigen Sinn* konstituiert oder einen hintergründigen oder untergründigen oder übergreifenden **Polylogos** aufscheinen und „zur Sprache kommen“ lässt – vielleicht ist dies ein noch ungestalteter, „roher Sinn“ im Sinne Merleau-Pontys (1945, 1964) oder ein „**primordialer Sinn**“, (Petzold 1978c), eine „implizite Ordnung“ (Bohm), die auch schon die Gestaltungsmöglichkeiten und -formen enthält oder „chaotischen Sinn“ – warum nicht? - **Polylog** ist der Boden, aus dem **Gerechtigkeit** hervorgeht; sie gedeiht nicht allein im dialogischen Zwiegespräch, denn sie braucht Rede und Gegenrede, Einrede und Widerrede, bis ausgehandelt, ausgekämpft werden konnte, was recht, was billig, was gerecht ist, deshalb ist er der **Parrhesie**, der freien, mutigen, wahrhaftigen Rede, verpflichtet. - **Polylog** ist ein kokreatives Sprechen und Handeln, das sich selbst erschafft. – **Polylog** ist aber auch zu sehen als „das vielstimmige innere Gespräch, innere Zwiesprachen und Ko-respondenzen nach vielen Seiten, die sich selbst vervielfältigen“. – Das Konzept des **Polyloges** bringt unausweichlich das **Wir**, die strukturell anwesenden Anderen, in den Blick, macht die Rede der Anderen hörbar oder erinnert, dass sie gehört werden müssen – unbedingt! Damit werden die Anderen in ihrer Andersheit (Levinas), in ihrem potentiellen Dissens (Foucault), in ihrer Différance (Derrida), in ihrer Mitbürgerlichkeit (Arendt) prinzipiell „significant others“, bedeutsame Mitsprecher für die „vielstimmige Rede“ (Bakhtin), die wir in einer humanen, **konvivialen** Gesellschaft, in einer Weltbürgergesellschaft brauchen. « (Petzold 1988t/2002c)

¹³ Seit Platons „Gorgias“ ist das Thema Dialogik und Gerechtigkeit verbunden.

Polylog ist das Murmeln der Archivare, die Diskussion der Redakteure, die *diesen* Text „Petzold et al.“ verfasst haben, noch ehe er mir ins Bewusstsein trat, mir in die Feder floss. „Nein, in die Tastatur, korrigiert mich gerade einer meiner mentalen Redakteure: ‘Alte Zeit sprach aus Dir!’, so sagte er. ‚Ich spüre aber dennoch die Feder, immer noch, seit Kindertagen‘, antworte ich. ‚Ein polyvalenter Sinn‘ ruft mir ein Redakteur zu, der vorgibt, *Deleuze* am Telefon zu haben. ‚Hallo lieber Gilles, hier spricht Hilarion! – ‚Sprich Französisch! Ich bin nicht der liebe Gott und Du bist nicht Anna‘“. In *Marvin Minskys* „Mentopolis“ geht’s so zu, wie hier gerade beschrieben! – *Integrative Therapie ist polylogisch*, darin liegt ihre Faszination und ihr kokreatives Potential. Sie fördert und fordert eine engagierte Intellektualität, eine intelligente Praxis, einen herzlichen Umgang,

7.5.3 Konvivialität

In der „polylogischen Matrix“ und dem aus dieser zwingend abzuleitenden Konvivialitätskonzept liegen wesentliche ethische – für die Therapiepraxis höchst relevante - Gedanken etwa zu einer ethischen Qualität von Beziehung als *gelebter Gerechtigkeit*: „Ich will, dass Dir zukommt, was ich für mich beanspruche!“, zu einem Modell von *Gerechtigkeit und Unrecht* (Petzold, 2002h), von „*just therapy*“, zu der Idee einer *allgemeinen Konvivialität*, einem guten, freundlichen Miteinander wie bei einem Gastmahl (Orth 2001). Im Hintergrund des Konzeptes ist durchaus noch die Idee der umfassenden brüderlichen/geschwisterlichen Verbundenheit, der »*sobornost*«, aller Menschen zu sehen, die in der slavophilen Philosophie (Chomiakov, Solowjew, Kirejewskij, Florenskij, vgl. Gratieux 1939; Iljine 1933) entwickelt wurde. All das sind leider vernachlässigte Themen in der psychotherapeutischen Theorienbildung (Petzold 2002c; Petzold et al. 2000b; Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001; Neuenschwander 2002). Die Konvivialität ist sozusagen die „Umgebung“, der Kontext guter Dialoge und Polyloge. Sie wurde einmal auf der Ebene „klinischer Philosophie“ zum anderen aus sozialpsychologischer Sicht bestimmt. Die sozialpsychologische Definition macht das Konzept für den sozialinterventiven Bereich anschlussfähig:

» **Konvivialität** ist ein Term zur Kennzeichnung eines „sozialen Klimas“ wechselseitiger Zueinanderlichkeit, Hilfeleistung und Loyalität, eines verbindlichen *Engagements* und *Commitments* für das Wohlergehen des Anderen, durch das sich alle ‘Bewohner’, ‘Gäste’ oder ‘Anrainer’ eines „*Konvivialitätsraumes*“ sicher und zuverlässig unterstützt fühlen können, weil *Affiliationen*, d.h. soziale Beziehungen oder Bindungen mit Nahraumcharakter und eine gemeinsame „*social world*“ mit geteilten „sozialen Repräsentationen“ entstanden sind, die ein „*exchange learning/exchange helping*“ ermöglichen. **Konvivialität** ist die Grundlage guter ‘naturwüchsiger Sozialbeziehungen’, wie man sie in Freundeskreisen, Nachbarschaft, ‘fundierter Kollegialität’, Selbsthilfegruppen findet, aber auch in ‘professionellen Sozialbeziehungen’, wie sie in Therapie, Beratung, Begleitung, Betreuung entstehen können. « (Petzold 1988t)

Die philosophische Sicht fundiert *Konvivialität* auf einer anthropologischen Ebene, indem sie an das Ko-existenzaxiom anknüpft: „Sein ist Mitsein“. Der Begriff kommt vom Lateinischen „convivus“, der Gast, der das Recht hat, am gemeinsamen Leben teilzunehmen.

Kon|vi|ve der; -n, -n <lat.>: (veraltet) Gast, Tischgenosse; kon|vi|vi|al: (veraltet) gesellig, heiter; Kon|vi|vi|a|li|tät die; -: (veraltet) Geselligkeit, Fröhlichkeit (Duden – Fremdwörterbuch, 7. Aufl. 2001).

In der philosophischen Terminologie des Integrativen Ansatzes hat der Term – auch unter Bezug auf *Derridas* Überlegungen zur Gastlichkeit – eine spezifische Bedeutung gewonnen.

» **Konvivialität** ist das freudige, heitere Miteinander-Sein und Miteinander-Tun, der Antrieb, zusammen etwas zu unternehmen in der Erwartung eines guten Gelingens des gemeinsamen Unterfangens, über das man sich freuen, kann, das man feiern kann **Konvivialität** ist die Qualität eines freundlichen, ja heiteren *Miteinanders*, Gemeinschaftlichkeit, die aufkommt, wenn Menschen bei einem Gastmahl oder in einem Gespräch oder einer Erzählrunde zusammensitzen, wenn sie miteinander spielen, singen, wenn Lachen und Scherzen den Raum erfüllt oder sie gemeinsam Musik hören oder einer Erzählung lauschen. Die Qualität der *Konvivialität* umfasst Verbundenheit in einer Leichtigkeit des Miteinanderseins, wo jeder so sein kann und akzeptiert wird, wie er ist, und so eine ‘*Konvivialität der Verschiedenheit*’ möglich wird, wo ein Raum der Sicherheit und Vertrautheit gegeben ist, eine gewisse Intimität integerer *Zwischenleiblichkeit*, in der man ohne Furcht vor Bedrohung, Beschämung, Beschädigung, ohne Intimidierung zusammen sitzen, beieinander sein

kann, weil die Andersheit unter dem Schutz der von allen gewünschten, gewollten und gewährten *Gerechtigkeit* steht und jeder in Freiheit (parrhesiastisch) sagen kann, was er für wahr und richtig hält.“ – „**Konvivialität als kordiales Miteinander** macht ‘gutes Leben’ möglich. Der ‘eubios’ aber ist für Menschen der Boden des *Sinnerlebens*. Er wird von dem integrativen „*Koexistenzaxiom*“: „*Sein ist Mitsein, Mensch ist man als Mitmensch*“ unterfangen. « (Petzold 1988t)

Derartige Überlegungen und Formulierungen gründen im persönlichen Erleben von dialogischen, polylogisierenden, „ko-respondierenden“ Menschen wie *G. Marcel, P. Ricœur, E. Levinas, V. Iljine, J. L. Moreno, M. Foucault, J. Derrida, G. Deleuze* durch die Begründer des Integrativen Verfahrens *Hilarion Petzold* und *Johanna Sieper* (vgl. *Sieper* 2001) während ihrer Pariser Studienzeit (1963 – 1971, vgl. *Zundel* 1987; *Oeltze* 1993). Die Lektüre der Werke dieser Denker, aber auch der Werke von *M. Bakhtin, N. A. Bernstein, P. Florensky, H. Arendt, L.S. Vygotskij, G. H. Mead, M. Merleau-Ponty, M. Buber, N. Berdjajew* fand in diesen Konzeptbildungen ihren Niederschlag, denn die hier gegebene Vielfalt und Unterschiedlichkeit verlangte „*Konnektivierungen*“, ein **Ko-respondieren** zwischen Positionen, den **Polylog** der DenkerInnen.

8. Klinische Praxeologie

» Dem **Integrativen Ansatz** geht es um „*Innovation durch permanente Differenzierung, Integration und Kreation*“, um „*Fortschritt durch koreflexive, kokreative Entwicklungsarbeit*“ auf dem Boden „*multidisziplinärer, metareflektierender Diskurse*“ als Bewegungen der *Transversalität*, die im Dienste der Menschen und der gemeinsamen Lebenswelt stehen: Das ist die „philosophy“ der **WEGE** einer **Integrativen „Humantherapie“** (Leibtherapie, Psycho- und Soziotherapie), **Integrativen Agogik, Supervision und Kulturarbeit**. «(Petzold 1988t)

Diese Formulierungen unterstreichen ein sorgfältig differenzierendes, integrierendes und reflektierendes Vorgehen, „erkenntniskritische Metareflexionen“ als Grundlage kreativer Entwicklungsarbeit ohne überhitzten Innovationsdruck und betonen das ko-respondierende, kooperative Moment aus der Überzeugung, dass *weiterführende Entwicklungen*, Bestehendes überschreitende, *transversale Qualitäten* im Dienste des „guten Lebens“ von Menschen und einer nachhaltig geschützten Lebenswelt immer nur durch gemeinschaftliche Bemühungen, durch gelingende schöpferische Zusammenarbeit möglich wird. Die Umsetzung dieses Programms geschieht durch Praxeologie und konkrete Praxis.

„**Praxeologie** wird gesehen als Theorie der Praxis einer ‘engagierten und eingreifenden Wissenschaft’ und als die kunstvolle und kreative Verschränkung von Theorie und Praxis, von Praxis und Theorie“. (Petzold 2000h)

» **Methodengegründete Praxeologien** sind durch Erfahrung, systematische Beobachtung und methodisches Erproben erarbeitete, in sich hinlänglich konsistente Formen und Wege praktischen Handelns. Durch **Methoden**, die als solche **reflektiert** wurden, sind Wissensbestände entstanden, ein Praxiswissen. Aus diesem können im Prozess seiner Elaboration theoretische Konzepte und Konstrukte generiert werden, die sich zu Theorien von zunehmender Komplexität entwickeln können, welche wiederum in die Praxis zurückwirken und diese zu verändern vermögen. Gleichzeitig werden auf der Grundlage elaborierter und damit konsistenter Praxis erst Forschung und Maßnahmen der Qualitätssicherung bzw. -entwicklung möglich, die für die Entwicklung von Verfahren, einer Disziplin und von Professionalität grundlegend sind. « (Petzold 2000h)

Neben dieser „Bottom-up-Definition“ des Theorie-Praxis-Verhältnisses in der **methodengegründeten Praxeologie** findet man auch „top-down“ entwickelte **theoriegegründete Praxeologien** (z.B. die klinisch angewandte Integrative Therapie mit ihrem elaborierten theoretischen Fundament oder das psychodramatische Rollenspiel des komplexen psychosozialen Interventionsverfahrens von J. L. Moreno).

» **Theoriegegründete Praxeologie** lässt sich bestimmen als eine theoriegeleitete, systematische Praxis in angewandten Humanwissenschaften, in welchen Praxis und Theorie sich in reflektierter Weise forschungsgestützt durchdringen. « (ebenda)

Zwischenformen und Übergänge sind in unterschiedlichen Entwicklungsstadien von *Methoden* und *Verfahren* – wie zum Beispiel in der Suchtkrankentherapie - möglich.

Grundkonzepte für die klinische Praxeologie finden sich im Abschnitt 3. 1 mit den Konzepten der multiplen Stimulierung und der dynamischen Regulation, auf die hier verwiesen werden soll. Sie sind für das Verständnis der nachstehend exemplarisch ausgewählten praxeologischen Konzepte wesentlich.

In der Praxeologie fokussieren wir folgende Perspektiven:

1. **Leibperspektive**. Sie steht an erster Stelle, weil alle Prozesse des Wahrnehmens und Erfahrens, jede „*Selbsterfahrung*“ und alle „*dynamischen Regulationsprozesse*“ (= Selbstorganisationsprozesse) menschlicher Subjekte ihre Grundlage in der **Leiblichkeit** des Menschen haben (Petzold 1885g, 2003a. Die Leibperspektive wird fokussiert behandelt z. B. durch körperorientierte Psychotherapie, Bewegungs- und Sporttherapie, Psycho- und Neuromotorik (Petzold 1974j, 1988n; 2002j, , 2004h; van der Meij, Petzold, Bosscher 1997)

2. **Beziehungsperspektive** (interpersonale bzw. intersubjektive Ko-respondenz idem 1978c; 1988n, 285ff, 504f; *Petzold, Müller* 2005).
3. **Entwicklungsperspektive in der Lebensspanne** (*Petzold, Bubolz* 1976, 1979; idem 1982f, 1988n, 199; 1992b/2003a, 515-606, 1999b).
4. **Kontextperspektive**, d.h. Netzwerk-, Social world, Lebenslage 1985a; 1988n, 185, 205; 2000h; *Hass, Petzold* 1999; *Brühlmann-Jecklin* 2004);
5. **Motivationsperspektive** (1974b, 1988n, 505f; 526ff; 1997p, *Jäckel* 2001).
6. **Störungs-/Problemperspektive** (1974j , 346-398; 1974b; *van der Mei, Petzold, Bosscher* 1997, 2003a).
7. **Ressourcenperspektive** (1988n, 55f; 1993p; 1997p);
8. **Sinnperspektive** (1978c; 1983d; *Petzold, Orth* 2005a, 2004b).

Eine ähnliche Auflistung (ohne 1, 4, 8) bietet neuerlich auch *Grawe* (2005), wobei er mit Recht die Wichtigkeit der empirischen Validierung für die einzelnen Perspektiven betont. Folgende Diskurse müssen in der Praxeologie Berücksichtigung finden:

Diskurs 1 - der neuen Wissensstände der Neuro- und Biowissenschaften (*Gabbard* 2000) und

Diskurs 2 - der aus klinischer Erfahrung gewonnenen Wissensstände der therapeutischen Praxis sowie

Diskurs 3 - der aus der systematischen philosophischen Reflexion des menschlichen Lebens gewonnenen Erkenntnisse oder auch

Diskurs 4 - der Einsichten aus kulturschaffender, künstlerisch-ästhetischer Auseinandersetzung mit den menschlichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnissen (*Petzold, Orth* 2004b).

8. 1 Dimensionen der Praxeologie – Basisdimensionen, Ziele, Wege der Heilung und Förderung

» Integrative Therapie ist 1. eine **klinische Behandlungsmethode**, 2. Instrument der **Gesundheitsförderung**, 3. Ansatz der **Persönlichkeitsentwicklung** und in all diesen Funktionen als erkenntnisgerichtete Selbsterfahrung und veränderungsgerichtete Projektarbeit eine wesentliche „Kulturtechnik“. Sie ist also 4. immer auch als **"Kulturarbeit"** zu verstehen. «

I. Klinische Basisdimension. Für die Integrative Therapie als verfahren steht im Zentrum eine kurative und palliative Dimension. Sie heilt oder lindert seelische oder somatoforme (bzw. psychosomatische) Störungen und Leidenszustände mit Krankheitswert (Pathogenese -Perspektive) und hilft Patienten und Klienten bei schweren Belastungen, Konflikten und Lebensproblemen. Sie unterstützt also das Selbst in seiner „klinischen Selbsterfahrung“, d.h. bei den erforderlichen Erkenntnis-, Einsichts- und Bewältigungsprozessen;

II. Salutogenetische Basisdimension. Integrative Therapie hat eine gesundheitsfördernde Dimension. Sie trägt zu einer „gesundheitsbewussten Lebensführung“ und zu einem „gesundheitsaktiven Lebensstil“ von Patienten, Klienten und Kunden bei, und dies keineswegs nur aus Gründen der Prävention als Verhinderung möglicher Krankheit, sondern aus der Erkenntnis, dass Gesundheit ein kostbares Gut und eine Lebensmöglichkeit ist, die mit unterschiedlicher Intensität und Qualität entwickelt werden kann (Salutogenese-Perspektive), wobei psychotherapeutische Methoden der Selbstexploration und Selbststeuerung mit der Zielsetzung „salutogenetischer Selbsterfahrung“ verwandt werden.

III. Persönlichkeitsbildende Basisdimension. Integrative Therapie hat eine die Entwicklung der Persönlichkeit fördernde Dimension - für Patienten wie für gesunde Klienten und Kunden -, in der Erkenntnisse und Methoden psychotherapeutischer Verfahren eingesetzt werden (z.T. unter Bezeichnungen wie Persönlichkeitstraining, Selbsterfahrungsanalyse, Coaching, Mentoring), um in „personaler Selbsterfahrung“ die eigene Lebensführung aktiv zu planen, zu gestalten und voranzubringen: d.h. beispielsweise, seine „persönliche Souveränität“ (*Petzold, Orth* 1998) zu entwickeln, problematische Seiten zu meistern, für sich in angemessener Weise „Sorge zu tragen“ (*Foucault* 1986), seine Potentiale zu entfalten, einen Lebensstil der **Aufrichtigkeit** gegenüber sich selbst und der **Freimütigkeit** Anderen gegenüber zu gewinnen (Parrhesie-Perpektive).

IV. Kulturschaffende Basisdimension. Integrative Therapie hat eine kultur- und gesellschaftskritische und –entwickelnde Dimension, indem sie aktiv „Kulturarbeit“ (Freud 1933a, 86) und kritisch und engagiert „Gesellschaftsarbeit“ (im Sinne von Paul Goodman, Michel Foucault, Ruth Cohn) betreibt - spezifisch für und mit Patienten, aber auch mit Blick auf übergeordnete Problemstellungen. Sie will in „kultureller Selbsterfahrung“, d.h. in multikulturellen, interkulturellen, transkulturellen und kulturkritischen Erfahrungen (Petzold 1998a, 26f, 309ff) dazu beitragen, dass nicht nur für individuelle Dynamiken Bewusstsein gewonnen wird, sondern durch Dekonstruktionen, Diskursanalysen und Metareflexionen (ibid. 157) auch für kollektive, zumeist unbewusste bzw. nicht-bewusste Kräfte - positive wie destruktive -, die den Menschen, die Gesellschaft, die Kultur bestimmen. Ziel ist, die Bereitschaft wachsen zu lassen, dass man sich mit diesen **Diskursen** der Macht, der Wahrheit und des Wissens (Foucault 1998) - kritisch und metakritisch in Ko-respondenzprozessen - auseinandersetzt, das man aktiv wird und sich einzumischen wagt, wenn Unrecht geschieht, um Situationen der Destruktivität und Entfremdung zu überschreiten (Transgressions-Perspektive, vgl. Petzold, Orth, Sieper 2000). Nur so können Kultur und Gesellschaft in gemeinsamer Arbeit besonnen, verantwortlich und konstruktiv gestaltet werden.

In der therapeutischen Praxis werden **Metaziele**, **Grobziele** und **Feinziele** unterschieden:

Metaziele (auch Leit-, Global- oder Richtziele genannt) leiten sich ab aus den Theorien großer Reichweite (**Metatheorie**, vgl. Petzold 1992a, 480-521) wie Menschenbild (Anthropologie), Gesellschaftstheorie, Ethik, etc. Sie bestimmen therapeutisches Handeln implizit oder explizit immer mit. Als übergeordnete Ziele sollen sie v. a. dazu dienen, für die bewusste Handlungssteuerung in persönlichen und therapeutischen Entwicklungsprozessen verfügbar zu sein. Solche Ziele sind z. B.

- Beseitigung und/oder Linderung von Krankheit, Störungen, Leiden
- psychophysische und soziale Gesundheit, Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit/Spannkraft
- Problemlösungs- und Problembewältigungskompetenz und –performanz, Aktivität
- Intersubjektivität, Ko-respondenzfähigkeit (Kontakt-, Begegnungs-, Beziehungs- u. Bindungsfähigkeit) Empathiefähigkeit, Konsens-, Kooperationsfähigkeit u. a.
- komplexes Bewusstsein, Reflexionsfähigkeit, Selbst- und Weltverständnis, Lebensplanung und -gestaltung
- persönlicher Lebenssinn, sense of coherence
- Selbstaktualisierung, Entwicklungs- und Regulationsfähigkeit bezüglich eigener Kompetenzen, Performanzen und Potentiale, „persönliche Souveränität“
- Kreativität bzw. gemeinschaftliche Kokreativität
- engagierte Verantwortung für Integrität gegenüber sich selbst und der Mit- und Umwelt
- Fähigkeit zu „fundierter Partnerschaftlichkeit“ in der Privatsphäre und „fundierter Kollegialität“ im Berufsleben

Grobziele leiten sich ab aus den Theorien mittlerer Reichweite (**realexplikative Theorien**, vgl. Petzold 1992a, 522-616) wie Persönlichkeitstheorie, Entwicklungstheorie, Krankheits- u. Gesundheitstheorie. Sie betreffen die Person in ihrem Umfeld, ihrem *Kontext* und ihrem *Zeitkontinuum* - Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft - und werden mit den spezifischen, aus der Exploration der Persönlichkeit und der Kontext-/Kontinuumsanalyse des konkreten Patienten gewonnene Daten verbunden (matching), um im *„therapeutischen Curriculum“* des Patienten umgesetzt zu werden. Grobziele lassen sich wie folgt gliedern:

Persönlichkeitsbestimmte und strukturelevante Ziele:

- Ziele bezüglich **Selbst-, Ich- und Identitäts-Entwicklung**, bezüglich Emotionen, Kognitionen, Volitionen, personaler und sozialer Kompetenz und Performanz, dysfunktionaler und funktionaler Struktur und Tendenzen im persönlichen Strukturgefüge.
- **Persönliche Souveränität** durch ein positives, **konsistentes, stabiles** und zugleich **vielfältiges Selbst** mit entsprechenden selbstreferentiellen Emotionen, Volitionen und Kognitionen, Fähigkeit zur Selbstreflexion auch auf die Hintergründe der eigenen Entwicklung, zur Selbst-Bestärkung, Selbst-Sorge und Selbst-Gefährtschaft, zum Einstehen für sich selbst. Erleben eines von Grundvertrauen (*basic trust*) getragenen Lebensgefühls, Integration dissoziierter Persönlichkeitsanteile ins eigene Selbstbild;

- **starkes und flexibles Ich**, d.h. Präzision und Zuverlässigkeit wachbewusster Aktivitäten, *primäre Ich-Funktionen* genannt: Wahrnehmen, Erinnern, Denken, Fühlen, Wollen, Entscheiden, Handeln, weiterhin *sekundärer Ich-Funktionen*: wie Integrieren, Differenzieren, Demarkation, Ambiguitäts- und Frustrationstoleranz, Rollendistanz, Kreativität, Planen, Metareflexion. Das **Ich** ist dabei die integrierende Instanz. In anderer Terminologie kann das heißen: funktionale Kontrollüberzeugungen, Kompetenz- und Selbstwirksamkeitserwartungen, adaptive Coping-Strategien, z.B. lösungs- und ressourcenorientierte Gestaltungsstrategien;
- **stabile und prägnante** und zugleich **facettenreiche Identität** in den Identitätsbereichen „Leiblichkeit, soziales Netz, materielle Sicherheiten, Arbeit und Leistung, Werte“, sowie ihrer inneren Repräsentationen aufgrund von Fremdattributionen/Identifizierungen, Selbstattributionen/Identifikationen, Bewertungen/Einschätzungen (valuation, appraisal) und Verinnerlichungen, stabile Kontexte, social worlds und vielfältige lifestyle communities spielen für die Identitätskonstitution eine wichtige Rolle und sind damit für die Identitätsentwicklung relevant;
- Fähigkeit zur **Selbstregulation**, d.h. zum Wahrnehmen, Ausdrücken, Realisieren, Regulieren eigener Bedürfnisse; Intentionen, Motivationen, Volitionen und körperlicher Zustände (z.B. Stressverhalten) und Befindlichkeiten;
- Fähigkeit zu angemessener **Relationalität**, d.h. Kontakt, Begegnung, Beziehung, Bindung, zu Kooperation, Konsensbildung und Abgrenzung, zu Rollenperformanz, Empathie, Perspektivenübernahme, Konfliktfähigkeit etc.;
- gute **interne Ressourcenlage**, z.B. Gesundheit, emotionale Stabilität, kognitive Kompetenzen, Entscheidungsfähigkeit, Wissen und Kenntnisse

Krankheits- und störungsbildbezogene Ziele:

- Erfassen und Erkennen des aktuellen Störungs- bzw. Krankheitsgeschehens und seiner Auswirkungen auf das Leben und den Lebenskontext mit dem Patienten;
- Verstehen und Erklären – wenn dies möglich ist – der Krankheitsursachen, des Krankheitsverlaufes, prognostische Einschätzungen mit der Patientin;
- Bewältigung der aktuellen Belastungssituationen, die mit der Erkrankung bzw. Störung für den Patienten und sein soziales Netzwerk verbunden sind;
- Beeinflussung des Krankheitsgeschehens bzw. der störungsspezifischen Prozesse mit ihrer Symptomatik und ihren Begleiterscheinungen in Richtung von Verbesserung, Linderung, Problemlösung;
- Beseitigung der krankheits- bzw. störungsspezifischen Verlaufsprozesse mit ihren Symptomen, Beeinträchtigungen, Auswirkungen soweit dies möglich ist;;
- Beseitigung oder Veränderung der spezifischen und unspezifischen krankheits- bzw. störungsauslösenden und –fördernden Ursachen, Bedingungen und Einflussgrößen;
- Bereitstellung von Lebens- und Bewältigungshilfen oder substitutiven Maßnahmen, wo kreative Zielsetzungen nicht erreicht werden können

Kontextbezogene Ziele:

- stabile **soziale Netzwerke** mit guter *supportiver Valenz*, versichernden kollektiven Kognitionen, Emotionen, Volitionen (social worlds), verlässliche Konvoi-Qualität;
- gute **externe Ressourcenlage**, Arbeit/Arbeitsfähigkeit, befriedigende Freizeitgestaltung, Bildung/Weiterbildung, materielle Sicherheiten, soziale Integration und sozialer Rückhalt;
- Handhabung von **Umfeldebefläussen**, z. B. Risikofaktoren entsprechend den eigenen Gestaltungs- und Coping-Fähigkeiten, der eigenen Vitalität/Vulnerabilität/Resilienz, Vermeidung chronischer Überlastungen, aber auch von okkasionellem Hyperstress oder von “daily hassles”

Kontinuumbezogene Ziele:

- Bearbeitung problemrelevanter lebensgeschichtlicher Ereignisse und Ereignisketten (z. B. aus negativen Konvois), d. h. jener pathogenen und defizitären Einflussfaktoren, die - verbunden mit den lebensgeschichtlich ausgebildeten Strukturen - Auswirkungen auf die aktuelle Situation haben, also Teil des Krankheits- bzw. Störungsbildes, des Symptoms und der Störungsaufrechterhaltung sind. Dazu dienen reparative, copingorientierte, substitutive, evolutive Behandlungsziele;
- zugängliche, aktivierte Ressourcen und protektive Faktoren aus der eigenen Lebensgeschichte (Personen, Orte, Tätigkeiten etc.);

- haltgebende Zukunftserwartungen wie Ziele, Pläne, Hoffnungen, Glaubensrückhalt und andere Werte als protektive Faktoren, Erfahrung von Sinn im eigenen Leben und Handeln

Feinziele sind instrumentell für das Erreichen von Grobzielen. Sie erfordern auch praxeologische Überlegungen zu „elastischen“ Interventionen (Ferenczi 1928), d.h. zu Methoden, Medien, Techniken (Petzold 1993h). Es geht damit auch um *methodenbestimmte Ziele*: Wir müssen wissen, was wir soziotherapeutisch, netzwerktherapeutisch, regressionstherapeutisch, mit kreativen oder technischen Medien, der konflikt- und der übungszentrierten Modalität etc. erreichen können und wollen. Will man z. B. als Feinziele Stile des „Coping“ oder des „Creating“ indikationsspezifisch fördern, lassen sich spezifische Methoden zuordnen:

Das **Coping** kann sich in unterschiedlichen „Copingstilen“ vollziehen, die person- und situationspezifisch ausgeprägt sein können. Als häufige „Copingstile“ seien genannt:

- *Evasives Coping*, welches Belastungen und Bedrohungen durch Ausweich- und Vermeidungsstrategien zu entgehen sucht. *Methodik*: kognitives und emotionales Abwägen, was funktional und was angemessen ist, Erarbeitung und Erprobung (durch Rollenspiel oder *in vivo*, was gute Ausweichstrategien sind);
- *Aggressives Coping*, welches durch Strategien der Konfrontation, der (Selbst-) Behauptung, des Kampfes, durch alloplastisches Verhalten mit Negativeinwirkungen fertig werden will. *Methodik*: Aggressionsübungen, Selbstbehauptungstraining, psychomotorische Übungen, Rollenspiel;
- *Adaptives Coping*, welches durch Strategien der Anpassung, Regression, Zurücknahme, durch autoplastisches Verhalten also (Ferenczi 1919), mit Problemen, Belastungen, Überforderungen (*threat, stress, strain*) zurecht zu kommen versucht. *Methodik*: kognitives und emotionales Abwägen, was funktional und was angemessen ist, Erarbeitung und Erprobung (durch Rollenspiel oder *in vivo*), was gute Ausweichstrategien sind;

Auch für das **Creating** lassen sich situations- und personenabhängige „Stile schöpferischen Handelns“ finden. Genannt seien:

- *Creative Adjustment*, ein kreatives Einpassen in vorfindliche Gegebenheiten unter erfindungsreicher Ausnutzung der angetroffenen Möglichkeiten. *Methodik*: Improvisations- und Rollenspiele, Szenarienentwürfe und –reflexion.
- *Creative Change*, ein kreatives Gestalten und Verändern der vorfindlichen Gegebenheiten im Sinne ihrer Überschreitung und Ressourcenvermehrung. *Methodik*: Szenarienentwürfe, Rollenspiele, Souveränitätskarten, *Power-Map* (Petzold 1998a, 342f), Kreative Medien (Petzold, Orth 1990a).
- *Creative Cooperation*, eine das individuelle schöpferische Tun überschreitende *ko-kreative* Aktivität, in der die Möglichkeiten einbezogen werden, Konfluxphänomene (d.h. das fließende Zusammenspiel von Potentialen) auftauchen, durch die neue Ressourcen freigesetzt bzw. geschaffen werden (Petzold, Orth 1996b). *Methodik*: Arbeit mit Kreativen Medien, Kollegialitätskarten (Petzold 1998a, 287ff; Petzold, Orth 1998a), Kommunikations- und Interaktionsübungen, Soziodrama (Petzold 1973d).

In der kreativ-lebensgestaltenden Arbeit von Psychotherapie sind die Ressourcen (Petzold 1997p) eine zentrale Größe: „Die wesentlichen Ressourcen des Menschen sind eine **integrierte Leiblichkeit** (1), d.h. körperliche Gesundheit (*health*), Wohlbefinden (*wellness*) und Leistungsfähigkeit (*fitness*) sowie ein supportives, **soziales Netzwerk** (2), das ein gutes Weggeleit (*convoy*) auf der Lebensstrecke gewährleistet. Hinzu kommen noch **Arbeit/Leistung/Freizeit** (3), **materielle Sicherheiten** (4) und tragende **Werte** (5), wie es im Modell der 5 Identitätssäulen (Petzold, Orth 1994a) erarbeitet wurde, das durchaus als ein Ressourcenmodell betrachtet werden kann (idem 1997p)“.

Umgesetzt werden die Ziele durch die methodischen „Vier Wege der Heilung und Förderung und die in ihnen eingesetzten Modalitäten, Methoden, Techniken, Medien.“

Die „Vier WEGE der Heilung und Förderung“

	Erster Weg	Zweiter WEG	Dritter WEG	Vierter WEG
Ziele	Bewusstseinsarbeit ► Einsicht, Sinnfindung, ko- gnitive Regulation: „Sich selbst verstehen, die Menschen, die Welt, das Leben verstehen lernen“	Nach-/Neusozialisation ► Grundvertrauen, Selbstwert, emotionale Regulation: „Zugehörig sein, beziehungs- fähig werden, Liebe spüren und geben, sich zum Freund wer- den“	Erlebnis-/Ressourcen- aktivierung ► Persönlich- keitsgestaltung, Lebens- stiländerung: „Neugierde auf sich selbst, sich selbst zum Projekt ma- chen, sich in Beziehungen entfalten.“	Exzentrizitäts-,Solidari- tätsförderung ► Metaperspektive, Solidari- tät, Souveränität: „Nicht alleine gehen, fürein- ander eintreten, gemein- sam Zukunft gewinnen“
Inhalte	Lebenskontext/kontinuums- analyse, Problem-, Ressour- cen-, Potential-, Lebenszielanaly- sen, Biographie- u. Identitätsarbeit, Zukunftsplanung, Sinn- u. Wertefragen, Neubewertungen (appraisal), Änderung von ko- gnitiven Stilen und des Le- bensstils durch <i>korrigierende ko- gnitive Einsicht</i>	Stärkung von Grundvertrauen u. Selbstwert, Restitution beschä- digter Persönlichkeits-strukturen, des emotionalen Spektrums, der empathischen Kompetenz, der Beziehungs- fähigkeit, Neuwertungen (valu- ation), Änderung emotionaler Stile durch <i>korrigierende emotionale Erfahrungen</i>	Erschließung persönlicher und gemeinschaftlicher Ressour- cen/Potentiale, Kreativitätsför- derung, Netz- werk-Enrichment, Aktivierung dysfunk- tionalen Verhaltens, Lebensstil- änderung durch <i>alternative ko- gnitive/emotionale Erfah- rungen u.Performanzen</i> .	Exzentrische, mehr- u. metaperspektivische Be- trachtung von Lebenslage, Entfremdungsproblemen, Lebens-/Zukunftsplanung, Netzwerkentwicklung, Werte- fragen, Identitätsar- beit, Lebensstiländerung durch <i>gemeinsame kogniti- ve/emotionale Erfah- rungen u.Performanzen</i>
Methode- Technik	Narrative Praxis, Bezieh- ungsarbeit, Sinngespräch, tiefenhermeneutisches Verstehen u. Durcharbeiten, Metareflexion, cognitive modelling, Problem- beratung	Emotionale Differenzierungs- ar- beit im Beziehungsprozess, Re- gressionsmethoden, bottom -up / top-down emoting, Hem- mung durch Alternativemoting, Netz- Werk-/Konvoiarbeit	Kreativ-, Sport-, Bewe- gung- stherapie, Rollenspiel, positi- ves Emoting, Freizeit- aktivierung, Performanz- training, Netzwerkpflege, Natur- u. ästhetische Erfah- rungen, kreative Medien, Hausaufga- ben, Tagebuch	Netzwerk- u. Projektarbeit, Gruppentherapie, Case Management, assertives Training, Kontrolltraining, So- zialberatung, Empower- ment Training, Exchange Learning, Co-Counseling, Selbsthilfe, Bildungsarbeit
	III. konfliktzentriert/störungs- spezifisch, einsichtsorientiert, ggf. VI. medikamentengestützt	III. konflikt-/störungsspezifisch, II. erlebniszentriert/emotions- orientiert, ggf. V. netzwerk- u. VI. medi- kamentengestützt	II. erlebnis- u. I. übung- zentriert, V. netzwerkorien- tiert, IV. supportiv, ggf. VI. me- dikamentengestützt	V. netzwerkorientiert, IV. supportiv, II. erlebnis- u. I. übungszentriert, ggf. VI. medi- kamentengestützt

Die Synergie der „Vier WEGE“ schafft „vielfältigen Sinn“

Die Synergie der „Modalitäten“ schafft „vielfältige Entwicklungschancen“

I. Übungszentriert-funktionale Modalität, II. Erlebniszentriert-stimulierende (agogische) Modalität, III. Konflikt- und störungszentrierte Modalität, IV. Supportive, beratend-soziotherapeutische Modalität, V. Netzwerk- und lebenslageorientierte Modalität, VI. Medikamentengestützte Modalität.

8.2 Selbsterfahrung und Biographiearbeit, narrative Praxis, Kreative Medien, Leibtherapie, Netzwerkarbeit

Alles im menschlichen Leben – so auch die Therapie – durchläuft Selbsterfahrung. In der Integrativen Therapie fokussieren wir dabei verschiedene Zugangsweisen: die Biographiearbeit (2005g), die narrative Praxis als erzählerische Methodik (2001b, *Petzold, Orth* 1985), die Leibtherapie (1985g, 1988n, 2002j) mit ihren Möglichkeiten der konfliktzentrierten, übungszentrierten und erlebniszentrierten Vorgehensweise, die Arbeit mit kreativen Medien (1999q; *Petzold, Orth* 1990/2006) und die Netzwerkarbeit (*Hass, Petzold* 1999, siehe oben).

Differentielle und komplexe Selbsterfahrung im Integrativen Ansatz als ein „Metafaktor“ angesehen.

8.2.1 Differentielle Selbsterfahrung

» **1. Persönliche Selbsterfahrung** wird verstanden als Prozess eines sich in Kontext und Kontinuum und in relevanten sozialen Netzwerken/Konvois wahrnehmenden **Leib-Subjekts**, das sich in POLYLOGEN, d. h. in vielfältigen, ko-respondierenden Begegnungen und Auseinandersetzungen mit den Mitmenschen und im eigenen Entwerfen, Planen und Handeln selbst erlebt, sein SELBST erfährt, sein SELBST schöpferisch gestaltet. Seine Prozesse der Informationsaufnahme und -verarbeitung sind bewusst, aber auch in großem Maße unbewusst, so dass es sich folglich teils fungierend und teils intentional steuert/reguliert und in diesem Lern- und Entwicklungs-geschehen eine differenzierte **Persönlichkeit** (Selbst, Ich, Identität) ausbildet. Diese Selbsterfahrungsprozesse geschehen in allen Bereichen und Dimensionen des Lebens und sind insgesamt als somatosensomotorische, perzeptive, affektive, kognitiv-reflexive, diskursiv-kommunikative und z. T. metareflectierte **Lebenserfahrung des Leib-Subjekts** zu sehen. Die Selbsterfahrungsprozesse finden einerseits in der ganz gewöhnlichen Alltagswelt statt und andererseits in spezifischen „**sozialen Welten**“ (z. B. in klinischen Kontexten, Arbeits- und Ausbildungssituationen) als Wege „phänomenologisch-hermeneutischen Erkenntnisgewinns“, „produktiver Realitätsverarbeitung“, „differenzieller Selbststeuerung“ und „kokreativer Selbstgestaltung“ in lebenslanger Entwicklung und Sozialisation, durch die ein Mensch seine **Regulationspotentiale, Metakognitionen über sich selbst**, seine **Identität**, eine „*theory of mind*“, **empathische Kompetenz** und seine **menschlich-mitmenschlichen Qualitäten** (Gelassenheit, Großherzigkeit, Engagement, Altruismus u. a. m.) ausbildet und beständig weiter entfaltet, wenn ihm das Leben gelingt.

2. Professionelle Selbsterfahrung als Prozess persönlicher und gemeinschaftlicher Professionalisierung in „beruflicher Sozialisation“ für den Bereich von Therapie, Beratung, Supervision oder anderen Formen der „Menschenarbeit“ richtet sich in besonderem Maße auf intensiviertes „eigenleibliches Spüren“, alters-, gender- und ethniewebusste Selbst- und Fremdwahrnehmung, die systematisch reflektiert und metareflectiert wird. Sie zielt auf komplexe Bewusstheit für die eigenen biographischen Entwicklungsprozesse und die dort erworbenen **Regulationspotentiale** - einschließlich erlebter protektiver, salutogener, aber auch pathogener Risiko- und Belastungsfaktoren (Defizite, Traumata, Störungen, Konflikte) und ihrer etwaigen Nachwirkungen als persönliche Vulnerabilitäten oder als Resilienzen. Professionelle Selbsterfahrung ist also im Sinne der **entwicklungsorientierten Ausrichtung** der Integrativen Therapie auf das Kennen lernen, Verwirklichen und Entwickeln der eigenen Persönlichkeit, ihrer bewussten und unbewussten **Probleme, Ressourcen und Potentiale (PRP)**, ihrer Belastungs- und Tragfähigkeit (coping capacity), der Innovations- und Gestaltungsfähigkeit (*creating capacity*) gerichtet, auf das Kennen der eigenen Stärken und Schwächen, der empathischen Kompetenz und Performanz, des eigenen Übertragungs-/Gegenübertragungsverhaltens und der persönlichen Affiliations- und Reaktanzpotentiale. Es wird eine „Expertenschaft für sich selbst“ vermittelt, indem für die eigene Identitätsarbeit und antizipatorische Lebenszielgestaltung sensibilisiert wird, für die Pflege des eigenen Netzwerks/Konvois, die Entwicklung der eigenen kreativen Potentiale und einer persönlichen **Lebenskunst** und **Parrhesie** (den Mut zu freimütiger Meinungsäußerung) – alles Qualitäten, die in der PatientInnenarbeit wesentlich sind und weitergegeben werden können.

3. Methodische Selbsterfahrung ist auf behandlungsmethodische und -technische Fertigkeiten und ihre theoretisch-konzeptuellen und forschungsfundierten Hintergründe im Professionalisierungsprozess gerichtet und lehrt die angehenden „Experten für Menschenarbeit“ u. a. die differenzierende Wahrnehmung und Handhabung ihrer **Regulationspotentiale** auf der somatosensomotorischen, emotionalen, volitionalen, kognitiven, kommunikativen Ebene in den POLYLOGEN der interpersonellen Beziehungen, um ihre Reaktionen auf spezifische Themen (Krankheit, Leid, Tod, Angst, Aggression, Sexualität, Begehren, Macht etc.) kennen zu lernen sowie ihre Resonanzen auf Menschen (Männer und Frauen, Junge und Alte) mit speziellen Störungsbildern (Angst-, Zwangs-, Borderline-Persönlichkeitsstörungen etc.), damit sie – unverzichtbar auch mit Bezug auf Theorie und Forschung – einen persönlich und klinisch angemessenen Umgang mit diesen Reaktionen/Resonanzen entwickeln können. Es wird ihnen im Selbst-erleben der integrativen therapeutischen Methoden und Techniken „am eigenen Leibe“ und im Sich-Selbst-erfahren in der theoriegeleiteten und forschungsgegründeten Anwendung solcher Instrumente unter fachlich kompetenter Supervision und aufgrund integerer Begleitung durch ihre Lehrtherapeuten die sorgfältige, von Therapeut und Klient gemeinsam verantwortete Handhabung der **Integrativen Therapie** (*shared locus of control*) vermittelt. Sie erfahren und praktizieren die partnerschaftliche, wertschätzenden-

de und damit „Selbstwert“ und „Souveränität“ aufbauende Praxis des Integrativen Ansatzes, seine für Menschen engagierte, konviviale Qualität, der es um die Gewährleistung von „*patient well-being*“, „*patient security*“ und „*patient dignity*“ im Sinne der „**Integrativen Grundregel**“ und ihrer ethischen Orientierung geht.« (Petzold 2000a, 2006n vgl. Petzold, Steffan 1999a,b)

Der Begriff „**Selbst**“ steht, wie verdeutlicht wurde, immer in der Dialektik zum „**Anderen**“, wie James, Baldwin, Janet, Cooley, Mead u. a. es in ihren „Self-and-Other-Theories“ ausgearbeitet haben. Im Integrativen Ansatz formulieren wir grundsätzlich pluralistisch: „zu den Anderen“. Es wird damit das Paradigma eines „dyadologisch“ verkürzten Dialogdenkens überschritten, weil Menschen in Mehrpersonensettings leben und in *POLYLOGEN* kommunizieren lernen (also nicht in einer Dyade-Triade-Sequenz, wie irriger Weise die psychoanalytische Theorie mit den Entwicklungsschritten von der Mutter-Kind-Dyade zur Triangulation annimmt).

Im Rahmen von Selbsterfahrung kommt retrospektiv und prospektiv der Biographie und der Arbeit mit biographischen Materialien besondere Bedeutung zu.

8.2.2 Biographie, Biographiearbeit, narrative Praxis

"In seiner Biographie tritt uns ein Mensch als Subjekt mit der ganzen Wucht seiner Andersartigkeit' entgegen, als eine existentielle Realität" (Levinas).

Was ist Biographie? Biographie ist ohne Identitätserleben nicht denkbar, das gleiche gilt aber auch umgekehrt. Die Erfahrungen und Ereignisse im Leben eines Menschen wären lose ungeordnete Teile, die sich in seinem Erleben nicht zu einem Ganzen, einer einigermaßen "kohärenten Geschichte" verbinden könnten. Aus seiner Identität heraus, die sich dabei durchaus ändern kann, ja muss, lassen sich die Ereignisketten erst verstehen (retrospektiv), miteinander in Beziehung setzen (aspektiv) und - soweit möglich - steuern (prospektiv). Dabei gilt es zu unterscheiden: Den freien Fluss von Lebensereignissen, -situationen und Szenen, die Kette von Handlungen, Gesprächen nennen wir *Biosodie* (gr. *bios*: das Leben, *odos*: der Weg), die ungehindert fließende Folge der Ereignisse auf dem Lebensweg, die die Lebenserzählung konstituieren, welche damit zur „Matrix allen Sinnerlebens“ wird (Petzold, Orth 1993a, 2004). Die Lebenserzählung wird im "autobiographischen Gedächtnis" archiviert. Werden ihre Elemente in eine sequentielle Ordnung gebracht, indem vor allem die bedeutsamen Episoden (festgehalten im "episodischen Gedächtnis", Nelson 1994), Erlebnisse und "Geschichten" erzählt, mitgeteilt, berichtet oder sonst wie vergegenwärtigt werden, so entsteht *Biographie*, Lebensgeschichte, die im zerebralen Gedächtnis, im "Leibgedächtnis" (Petzold 2002j) engramiert und daher weitgehend wieder abrufbar ist. Dabei geht es nicht nur um die Frage, "wie war das damals", um den chronologischen Ablauf, die genaue Rekonstruktion vergangener Ereignisse, die "historische Wahrheit" also, sondern von mindestens ebensolcher Bedeutung sind die Gefühle, die Stimmungen und Atmosphären, die *emotional events* sowie die Sinnesqualitäten, von denen sie begleitet waren. Ihnen kommt als "narrative Wahrheit" (Spence 1982; Petzold 1991o) beim Abrufen von Erinnerungen sogar eine erhebliche Bedeutung zu (Petzold, Müller 2004a).

Biographiearbeit im eigentlichen Sinne ist die Arbeit, die das Ich/die Ich-Prozesse bzw. Prozesse unbewusster Informationsverarbeitung (Perrig et al. 1993) in der Verarbeitung biographischer Umwelteinflüsse und Materialien zu einer hinlänglich kohärenten biographischen Erzählung/Biographie leistet.

Das autobiographische Memorieren und die "Herstellung" einer "biographischen Erzählung" sind also Arbeitsprozesse des Subjektes, ein kognitives, emotionales, volitionales "processing". Der Begriff ist hier ähnlich zu konzipieren wie die Begriffe "Trauerarbeit" (die Arbeit, die das Ich in der Trauer leistet) oder "Traumarbeit" – es handelt sich um eine "seelische Arbeit" (Freud 1900/StA 1982, 486). In der psychosozialen Praxis der "Arbeit mit Biographie" – und darum geht es eigentlich – wird der Term also häufig ungenau gebraucht, denn es geht um Biographiearbeit:

» **Biographiearbeit** heisst, aufgrund einer Übereinkunft in Vertrauen und Zuwendung, im Respekt vor der Integrität und Würde des Anderen gemeinsam lebensgeschichtliche Ereignisse zu teilen und zu betrachten, um damit Biographie zu erarbeiten (nicht etwa zu bearbeiten) in selbstbestimmter Offenheit, Achtsamkeit und Wechselseitigkeit der Partner. Zielsetzung ist, dass jeder von ihnen seine Lebensgeschichte, sein Leben, seine Persönlichkeit besser in der und durch die Erzähl- und Gesprächsgemeinschaft mit dem Anderen vor dem Hintergrund der gegebenen Kultur und der Weltverhältnisse zu erfassen und zu verstehen vermag, Leben, das entfremdet wurde, sich in einer Neugestaltung wieder aneignen kann durch Offenlegung von Entfremdendem (Armut, Elend, Ge-

walt, Vereinsamung, Verstressung) in Akten der Befreiung, denn diese verwandeln, sind schöpferisch. Aus solchen Erfahrungen **gemeinsamer Hermeneutik**, die in Prozesse **kokreativer Kulturarbeit** eingebettet sind, kann man einander besser verstehen lernen, wird es möglich, Menschen - und natürlich auch sich selbst in der eigenen Vielfalt - besser verstehen zu können. « (Petzold "et al." 2001b, 345)

Die Arbeit mit biographischen Ereignissen und Materialien erfolgt in der Regel in "POLYLOGEN", wenn es um eine „**narrative Praxis**“ der **Biographiearbeit** geht, ganz gleich, ob sie in Form „*narrativer Therapie*“ oder in Formen „agogischer Erzählerarbeit“ betrieben wird. In jedem Fall ist es notwendig, dass ein „narrativer Raum“ entstehen kann mit einem „narrativen Klima“, in dem Erzählen möglich wird, ein Erzählen von Erzählungen und über Erzählungen auch entstehen kann, eine Metanarrativität, die lebendig, bunt und alles andere als „abgehoben“ ist, eine „offensive narrative Kultur“, die von der Not der Menschen, vom „Elend der Welt“ (Bourdieu 1998) erzählt, und von all den Hoffnungen, Schönheiten und Anstrengungen.

Narrative Praxis ist *Entfaltung einer „erzählten Welt“* (Petzold 2003g), in der „Leib, Sprache und Gedächtnis“ *Kontextualisierungen* ermöglichen (Orth 1996), den Therapeuten, den Patienten, die MitpatientInnen hineinnehmen, in den Raum der Erzählung. Es entsteht ein „narratives Klima“, eine „Erzählgemeinschaft“ in der Biographie geteilt wird, in einer anderen, neuen Weise verstanden werden kann. Das ist eine integrativtherapeutische Strategie, mit der man sich dem Fremden nähern kann, in der „Wertschätzung der Andersheit des Anderen“.

Narrative Praxis als Interventionsstil und therapeutische Methodik setzt ein erzählerisches Moment ein, durch dessen emotionale Tönung, bildliche Plastizität, Metaphernreichtum die PatientInnen in großer Unmittelbarkeit angesprochen werden. Es wird die narrative Qualität ihrer eigenen Biographie angesprochen und der Therapeut vermittelt auch psychologische Erklärungen in einer erzählerischen, eingängigen Weise wie man einem Kind oder einem weniger informierten Menschen „die Welt erklärt“, ohne zu infantilisieren. Man nutzt die evokative Macht der Worte, die Heilkraft der Sprache und ihre sinnstiftende Qualität“ (siehe Anhang II, dieser Text).

Mit der Narrativen Praxis sind wir im Bereich des Kreativen, der so wichtig für den Integrativen Ansatz ist und mit dem er so viele Innovationen in den Bereich der Therapie eingeführt hat wie Petzold (1965) den Begriff der „Kreativen Medien“ und Johanna Sieper und Ilse Orth die vielen kreativ-methodischen Ansätze (Petzold, Orth 1990a, Petzold, Sieper 1993a).

8.2.3 Kreative Medien

Medien sind Träger von **bewussten und unbewussten Informationen in einem kommunikativen Prozess**. Damit dienen sie der Verständigung. Dieser Prozess findet zwischen mindestens zwei Personen statt oder das Individuum kommuniziert über ein Medium mit sich selbst. In dieser selbstgerichteten Autokommunikation kann das Medium z.B. ein gemaltes Bild, eine Bewegungsfolge oder ein geschriebener Text sein (Petzold 1977c).

Personale Medien

sind diejenigen Personen, die in einem kommunikativen Prozess Informationen vermitteln. In die Eigenschaft als Medium fließt nicht nur die vermittelte rationale Information ein sondern zusätzlich die „natürliche Ladung“ der jeweiligen Person, wie z.B. ihr Aussehen, ihr Status, die Art und Weise der Bewegungen und des Sprechens, ihr Kompetenz und Performanz, - ihr gesamter Charakter. Hier wird, gemäß dem Integrativen Ansatz, von einer „Anthropologie des schöpferischen Menschen“ ausgegangen. Grundannahme ist, dass der Mensch sich in seiner gesamten Entwicklung in korrespondierenden Prozessen auf vielfältige Weise selbst gestaltet. „So sprechen wir vom „kreativen Medium Mensch“, einem personalen Medium“ (Sieper, Petzold 2001, S.202, Wolff 1989). In diesem zwischenmenschlichen, wechselseitigen Prozess vermittelt sich der Mensch Anderen und ermöglicht gleichzeitig seinen Ko-respondenz-partnern umgekehrt, eigene neue Erfahrungen. Bezogen auf die Supervision heißt das etwa, die Supervisorin *ist* „kreatives Medium“ indem sie durch ihr jeweiliges Mensch-Sein und Modell-Sein – durch ihre persönliche, soziale und professionelle Kompetenz und Performanz - dem Empfänger, dem Supervisanden hilft, eigene, neue Möglichkeiten zu erschließen (Schreyögg 2000, S. 387). Dieses grundsätzliche Faktum ist die Voraussetzung dafür, dass wir auch Materialmedien „beseelen“ und „beleben“ können um sie als „kreative Medien“ zu nutzen.

Handlungsmedien

sind Handlungsabläufe, die auf der Handlungsebene Informationen übermitteln. Dazu gehören Sprache, Mimik, Gestik, auch Techniken wie z.B. Entspannungsübungen, Visualisierungen oder Imaginationen und auch Methoden wie z.B. das Psychodramatische Rollenspiel.

Sachmedien

sind das, was man oft im engeren Sinne als Medien bezeichnet. Es sind die materiellen Informationsträger und die Materialien, die zum eigenen Benutzen einladen um etwas verdeutlichen zu können oder auszudrücken. Dabei sind technische Sachmedien, zu denen Video, PC, Tonband, Dia, CD usw. gehören von den nicht-technischen Sachmedien zu unterscheiden. Zu letztgenannten gehören Schreibmaterial, bunte Farbkarten und Klötze, Wachsmalstifte, Kollagematerial, verschiedenfarbige Wollknäuel etc. Im Rahmen von Supervision eignen sich die genannten nicht-technischen Materialien besonders gut zur Verwendung als kreative Ausdrucksmedien. Sie haben eine Materialqualität mit einem ansprechenden natürlichen Aufforderungscharakter der die Menschen zur individuellen und gemeinschaftlichen Nutzung stimuliert.

Medien können in „Quergängen“ kombiniert werden. Neben den *intramedialen* Quergängen (man bleibt im Bildnerischen, kombiniert aber Wasserfarben und Kohlestifte) bietet sich auch der *intermediale* Quergang in der Arbeit mit kreativen Medien an. Entsprechend der „Anthropologie des schöpferischen Menschen“ (Orth, Petzold 1993, Petzold 1987 b,c,d), als Grundlage den Menschen ganzheitlich zu sehen und zu behandeln und all seinen perzeptiven Vermögen (Hören, Sehen, Riechen, Schmecken, Gleichgewicht, Kinästhesie usw.) auch die entsprechenden expressiven Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen (Malen, Plastizieren, musikalische und sinnliche Gestaltung, Bewegung und Tanz usw.).

8.2.4 Leibtherapie

Weil das Integrative Leibkonzept mit „Leib“ alle Bereiche des Menschen bezeichnet, der Leib materielle und transmaterielle Realität verbindet, sind alle therapeutischen Wege und Formen in einem umfassenden Sinne **Leibtherapie**. In einem spezifischen Sinne verstehen wir darunter übungszentrierte Leibtherapie wie „therapeutisches Laufen“, das ich als erster in das Feld der Psychotherapie eingeführt hatte (1969c, 1974j, van der Mei, Petzold, Boscher 1997; Schay, Petzold, et al. 2006), oder funktionelle Atem- oder Entspannungstherapie (1974j, 2000g). Hinzu kommen die erlebniszentrierten Arbeitsmodalitäten der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie (1974j, 1988n) und die konfliktzentrierte Arbeit, auch Thymopraktik genannt (1975e, 1977a, 1992b), in denen auf der Ebene tiefer Emotionen und Leibregungen in einer nicht-reichianischen, leibphänomenologischen und -hermeneutischen Art und Weise gearbeitet wird auf dem Hintergrund der Neuromotorik, Psychophysiologie und Neuropsychologie der russischen Schule: Anokhin, Berstein, Lurija. Nonverbalität spielt eine große Rolle (2004h) und zentral steht für diese ganze Arbeit das Kernkonzept des „Informierten Leibes“ (2002j).

8.2.5 Netzwerktherapie, Netzwerkarbeit

Soziale Netzwerke und Konvois spielen in der Integrativen Therapie eine große Rolle (vgl. 5.3). Und weil das so ist, weil die Menschen des sozialen Netzwerkes in jedem therapeutischen Prozess mit im Blick bleiben müssen, ist Integrative Therapie prinzipiell Netzwerktherapie, auch wenn nie mit realen Netzwerkmitgliedern sondern nur mit dem *virtuellen Netzwerk*, den mental repräsentierten Netzwerkmitgliedern gearbeitet wird.

» Ein **soziales Netzwerk** ist das für exzentrische Beobachter eines sozioökologischen Kontextes mit Mikro- oder Mesoformat vorfindliche und umschreibbare **multizentrische Geflecht differentieller Relationen in der Zeit zwischen Menschen** (und ggf. Institutionen), die zueinander in unterschiedlichen Bezügen stehen (Kontakte, Begegnungen, Beziehungen, Bindungen, Abhängigkeiten in Konvois) und in konkreten oder virtuellen Austauschverhältnissen (z.B. wechselseitige Identitätsattributionen, Hilfeleistungen, Teilen von Informationen, Interessen, Ressourcen, Supportsystemen). Dabei können sich durch das Vorhandensein konkordanter und diskordanter **sozialer mentaler Repräsentationen**, das sind kollektive Kognitionen, Emotionen, Volitionen (z.B. Wirklichkeitskonstruktionen, Interpretationsfolien, Werte, Normen, Entscheidungsroutinen) in dem vorfindlichen Netzwerk als konkreter Realität der Interagierenden unterschiedliche **soziale Welten** als mentale Realitäten konstituieren. « (Petzold 2002g, vgl. Hass, Petzold 1999)

Bei der *Netzwerktherapie* handelt es sich um ein Bündel therapeutischer Interventionsformen, denen gemeinsam die Annahme ist, dass ein adäquates Ausmaß der Verbundenheit der Netzwerkmitglieder untereinander sowohl die Kommunikation der Mitglieder untereinander als auch die gegenseitige Unterstützung fördert. Gegenstand der Therapie sind das soziale Netzwerk eines Klienten resp. die in diesem ablaufenden pathogenen Muster. Von einem Interventionsteam werden Zusammenkünfte mit einem Klienten und einer (von diesem oder den Netzwerkmitgliedern getroffenen) Auswahl von Personen organisiert, meistens bei diesem zuhause (Hass, Petzold 1999). Die Arbeit mit **virtuellen sozialen Netzwerken** ist ein hocheffizientes Instrument der Beziehungsklärung und Beziehungspflege, das in die realen Netzwerke zurückwirkt.

8.3 Krisen, Ueberforderungen, Burnout - Traumata, Belastungen, Trauer und Trost

» **Ueberforderung** tritt ein, wenn Belastungssituationen und externalen Ansprüchen keine stützende Umwelt, zureichende äußeren und inneren Ressourcen und keine adäquaten Bewältigungsmöglichkeiten sowie keine ausreichende persönliche Stabilität gegenüberstehen, so dass die Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten des Individuums im Feld eingeschränkt oder blockiert und seine Fähigkeiten der Selbststeuerung beeinträchtigt oder gar außer Kraft gesetzt werden. « (Petzold 1968a, 42)

» **Krise** ist die *Labilisierung* eines Systems durch eintretende Noxen in einer Weise, dass seine habituellen Bewältigungsleistungen (coping) und kreativen Gestaltungspotenziale (creating) nicht mehr greifen und seine Ressourcen sich erschöpfen. Seine dynamischen Regulationsprozesse werden damit schwerwiegend beeinträchtigt, so dass das System in *Turbulenzen* gerät und überschießend oder regressiv zu dekompensieren droht, können nicht Ressourcen und Copinghilfen von außen herangeführt und genutzt werden, um den Krisenprozess zu beruhigen und eine Neuorientierung zu ermöglichen. « (Petzold 1977i)

» **Burnout** ist ein **komplexes Syndrom**, das durch multifaktorielle, z.B. makro, meso- und mikrosoziale, **zeitextendierte Belastungen** bzw. Überlastung eines personalen oder sozialen Systems bis zur völligen Erschöpfung seiner Ressourcen verursacht wird, besonders wenn ein Fehlen protektiver Faktoren und eine schon vorhandene Vulnerabilität gegeben ist. Sofern nicht durch die Beseitigung von Stressoren und Entlastungen, z.B. durch Zuführung von Ressourcen eine Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit gewährleistet wird, hat Burnout Funktionsstörungen, Fehlleistungen und Identitätsverlust des Systems zur Folge.

Bei personalen Systemen führt dies zu Motivationsverlust, emotionaler Erschöpfung, Leistungsabfall, Selbstwertkrisen und psychischen bzw. psychosomatischen, aber auch psychosozialen Symptomen, wie z.B. aggressiver Umgang mit Patienten und Klienten bis hin zu Vernachlässigung und Misshandlung. « (idem 1992a, 834)

» Wir fassen unter den Begriff **Traumatisierung** eine zuweilen außergewöhnlich kurze Stimulierungssituation, welche sich aber auch sequentiell verlängern kann, die für den Organismus bzw. das ‚personale System‘, die Persönlichkeit, derart bestandsbedrohende Wirkung hat, dass sie zu bleibenden Strukturschäden führt (z.B. durch einen übersteuernden Generalisierungseffekt, aufgrund dessen etwa alle Kontaktsituationen als existenzbedrohend eingestuft werden). Traumatisierungen können durch extreme Über- oder Unterstimulierungen gesetzt werden, wie z.B. Unfälle, Krankheiten, Überfall, akute Deprivation: Sie sind niemals ‘n u r psychisch’, sondern immer auch intensives körperliches Erleben mit Folgen innerhalb des Leibes (z.B. psychosomatische Reaktionen, Störungen der Atem- und Tonusregulation), die nur auf der Ebene des Leibes angegangen werden können .als Folge von **Traumata** als externe (z.B. Verletzung, Misshandlung) und/oder interne (z.B. Krankheit, Vergiftung) Überstimulierungen kann es wie bei **Defiziten** als Unterstimulierung, **Störungen** als inkonstanter Stimulierung und **Konflikten** als gegenläufiger Stimulierung, abhängig von Intensität und Dauer, zu nachhaltigen pathologischen Folgen kommen. « (Petzold 1970c, 37, 1977a, 267, 1988n, 361)

Noxen können spezifische Prozesse und Verläufe auslösen:

» **Trauma, Verlust, Belastung** → trifft auf die *Persönlichkeit* (Selbst, Ich, Identität - stabil bzw. vulnerabel) in gegebenen *Kontext/Kontinuum* (mit **Problemen**, **Ressourcen**, **Potentialen**) und *kann* führen zu →

1. **Schock** (physische und/oder psychische Extremsituation) mit folgenden Möglichkeiten:

1a *Verleugnung*. (Die Faktizität des schmerzauslösenden oder bedrohlichen Ereignisses wird nicht angenommen: „Das kann nicht wahr sein!“) → Negativentwicklung: somatoforme Störungen;

1b *Dissoziation*. (Die Realität oder die emotionale Resonanz auf belastende Ereignisse werden abgespalten, ihre Verarbeitung, Konnektivierung mit anderen Erfahrungen des Selbst, Integration in das Selbst verhindert [Janet 1889; Hilgard 1977; Dweck 2000]: „Das hat mit mir nichts zu tun!“ → Negativentwicklung: PTBS, Dissoziative Störung, MPD

1c *Übererregung - Hyperarousal*. (Eine Situation permanenter Überforderung [Petzold 1968 a, b] und Übererregung mit psychophysiologischen Stressreaktionen entsteht: „Das ist nicht mehr auszuhalten. Ich dreh durch!“) → Negativentwicklung: psychotische Dekompensation, PTBS, Borderline-Persönlichkeitsstörung

1d *Apathie - Numbing*. (Ein Zustand der Resignation und Abstumpfung kommt auf: „Mir ist alles egal. Ichühl eh nichts mehr!“) Negativentwicklung: → PTBS, chronischer Verlauf

2. **Kontrolle** (physisch und/oder psychisch gesteuerte Belastungssituation) mit folgenden Möglichkeiten:

2a Das Individuum versucht, durch Willensanstrengung seine Regungen, Empfindungen, Gefühle und Äußerungen „in den Griff zu bekommen“, den „locus of control“ bei sich zu halten [Flammer 1990] → Negativentwicklung: Somatisierung, Ängste, Depressionen, Zwangsstörungen;

2b Es versucht, seine Umgebung zu kontrollieren → Negativentwicklung wie 2a;

2c Es versucht, seine Ressourcen zu mobilisieren und zu nutzen, Beruhigung, Trost, Unterstützung zu erhalten → bei Erfolg keine Negativentwicklung;

2d Die äußeren, sozial vorgegebenen Rituale, Verhaltensklischees, die Notwendigkeiten des Alltags und die Potentiale sozialer Unterstützung, Trost, Beistand werden wirksam und können genutzt werden → wie 2c;

3. **Turbulenz** (physisch und/oder psychisch labilisierte Belastungssituation) mit folgenden Möglichkeiten:

3a Ausbruch in Vorwurf → Fixierung: Hader, Hass, Negativismus;

3b Ausbruch in Verzweiflung → Fixierung: Resignation, Verbitterung;

3c Ausbruch in Schmerz → Fixierung: Depression, Somatisierung;

3d Willensentscheidung, zu Überwinden, Abschied zu nehmen → keine Fixierung;

4. **Restitution** (physisch und psychisch neu regulierte Situation)

4a Annahme der Faktizität des Verlustes, emotionaler Vollzug des Abschieds, Selbsttröstung, Beruhigung, Überwindungsleistungen, Aussöhnung/Versöhnung [Petzold 1988n, 224f, 231f];

4b Kognitive Überschau über die verbleibenden Möglichkeiten;

4c Situationsinterpretation, Bewusstwerden der daraus folgenden Konsequenzen;

4d Willensentscheidung zur Neuorientierung und deren Umsetzung. «

Diagramm: Verlaufsheuristik von Belastungsverarbeitungs- und Trauerprozessen (Josic, Petzold 1995 nach Petzold 1982f, 344)

„Kathartische Abreaktion“ ist allenfalls ein kurzzeitig wirksames Moment. Ansonsten handelt sich, das obige Diagramm dürfte das deutlich machen, um höchst komplexe Prozesse, die ich über Jahrzehnte der Beobachtung und Dokumentation in dieser „Verlaufsheuristik“ zusammengestellt habe (Petzold 1970c, 1977k, 1982f, Petzold, Wolf et al. 2000) und die auch meine Konzepte von „Trauerarbeit“, „Trostarbeit“, „Überwindungsarbeit“ bestimmen.

» **Trauer** ist ein komplexer, in unterschiedlicher Intensität und Dauer ablaufender Prozess, der das „Leibsubjekt“, d.h. den Menschen als „Ganzen“, in seinen biologisch-physiologischen, psychologisch-emotionalen, kognitiv-geistigen und sozial-kulturellen Dimensionen betrifft. Er tritt in der Regel auf Grund von Verlusten von persönlich bedeutungsvollen Menschen und materiellen und ideellen Gütern ein, Werten mit denen man verbunden war, und die verloren oder beschädigt wurden, so dass eine Trennung erfolgte oder Sinnfolien zerfallen (Petzold, Orth 2004). Trauer ist nicht nur ein *Gefühl* sondern ein *Synergem vielschichtigen Erlebens und Verhaltens*. Sie ist von Lebensalter, Lebenserfahrung, Gender und sozialen Regeln, „kollektiven mentalen Repräsentationen“ (Petzold

2003b), z.B. religiöser oder weltanschaulicher Art, die in den „subjektiven mentalen Repräsentationen“ (ibid.) Niederschlag finden, maßgeblich bestimmt! In ihrer *emotionalen Dimension* kann Trauer ein Spektrum von Empfindungen und Gefühlen umfassen (Betroffenheit, Schmerz, Leid, Gram, Verzweiflung, Empörung, Wut, Bitterkeit, Ergebenheit, Trost, Versöhntheit); in ihrer *kognitiven Dimension* eröffnet Trauer ein weites Feld von Gedanken und Überlegungen (Suche nach Zusammenhängen, Erklärungen, Ursachen, Blick auf Folgen, Konsequenzen, Versuche des Verstehens und des Herstellens von Sinnhaftigkeit oder der Absage an Erklärungen und Sinn usw.); in ihrer *sozialen Dimension* kann Trauer vielfältige Formen zeigen (gemeinsames Trauern, Trösten, Erzählen, Rituale, normative Verpflichtungen, Hilfeleistungen, Unterstützung, gemeinschaftliche Überwindungsarbeit usw.); in der *physiologischen Dimension* ist Trauer mit spezifischen Erregungs- und Stressreaktionen oder auch mit Beruhigungs- und Entlastungsreaktionen verbunden, abhängig von den aktuellen Kontextbedingungen und den vorgängigen Verlust-, Trauer-, Trost und Überwindungserfahrungen. «

Feste Phasenabläufe, wie sie früher vielfach vertreten wurden, lassen sich wissenschaftlich nicht belegen. Man findet höchst individuelle Trajektorien, Trauerverläufe, die vom Lebensalter, Kontext, Lebenslage usw. bestimmt sind.

» **Trauerarbeit** ist aufgrund der Komplexität der Trauerphänomene und des Trauerprozesses selbst ein höchst komplexes Geschehen der Verarbeitung des Verlustes bzw. der Beschädigung und ihrer Folgen auf einer *biologischen, emotionalen, kognitiven* und *sozialen* Ebene. Sie ist die Arbeit des Subjekts mit seinen relevanten Mitmenschen, die belastenden Ereignisse und ihre Konsequenzen in das persönliche Sinn- und Wertesystem, das Selbst- und Identitätserleben zu integrieren und seine emotionalen und leiblichen Regulationsprozesse durch Beruhigung, Trost, Überwindungsleistungen zu stabilisieren, so dass Neuorientierungen möglich werden und es zu keinen pathologischen Trauerverläufen kommt (Schmerz, der in Somatisierungen, Leid, das in Depression, Verzweiflung, die in Verbitterung chronifiziert). Ziele von Trauerarbeit sind: Abschiednehmen als Integration, Wiederherstellen eines breiten Spektrums emotionaler Schwingungs- und Ausdruckfähigkeit, Aussöhnung mit seinem Leben, ggf. Versöhnung mit negativ involvierten Menschen, Eröffnung neuer Hoffnungshorizonte, Zielfindungen und aktive Partizipation am Leben, das wieder kreativ/kokreativ gestaltet wird. «

Trauer und Leid brauchen Trost.

» **Trost** ist eine erlebte *emotionale Qualität*, die *Linderung* von verlust- oder traumabedingtem seelischem Schmerz/Leid bewirkt, eine *Beruhigung* von psychophysiologischem Aufgewühlt- und Erschüttert-Sein und ein Ordnen und Reorientieren im gedanklichen Chaos unterstützt: durch „**Trösten**“ und „**Trostarbeit**“, d. h. die Hilfe und empathische Zuwendung eines Tröstenden an einen Trostbedürftigen. **Trost** ermöglicht eine persönliche Konsolidierung des Betroffenen: nach *innen* (z. B. Wiedergewinn von „seelischem Gleichgewicht“ und „stabilem Identitätserleben“, Aussöhnung/ mit sich Selbst an Stelle von Resignation, Schuldgefühlen, Verbitterung – und nach *außen* (z. B. Wiederherstellen von Beziehungsbereitschaft, erneuter Hinwendung zum Anderen oder Aussöhnung/Versöhnung mit Menschen an Stelle von Rückzug, Selbstisolation, Unversöhntheit, Hass). «

Das spontane „**Trösten**“, das als Beispringen, Hinwenden, Beruhigen, „Trostspenden“ aufgrund des „Aufforderungscharakters“ von Ausdrucksverhaltens des Schmerzes, der Verzweiflung, der Trauer geschieht, ist von „**Trostarbeit**“ als einem kontinuierlichen Beistehen, einem Begleiten in einer längerfristigen Unterstützung bei Verarbeitungs- und Konsolidierungsprozessen zu unterscheiden.

» **Trösten** und *Beruhigen* sind transkulturell vorfindliche und deshalb wohl genetisch disponierte Handlungsmuster des sorgenden Umgangs von Helfern in hinlänglicher Selbst- und ggf. Situationskontrolle mit verletzten, verschreckten, traumatisierten, entsetzten, aufgewühlten Mitmenschen, deren „Übererregung“ durch diese Muster zu *Tröstung/Trost* und zu *Beruhigung/Ruhe* führen. Deshalb sollten derartige Muster mit ihrer „*evolutionary wisdom*“ auch zur Grundlage der Traumahilfe, Krisenintervention und PTSD-Behandlung gemacht werden. «

» **Trostarbeit** ist eine Form *intersubjektiver Beziehungsarbeit*, eingebettet in die Dauer eines verlässlichen (familiären, amicalen, professionell-therapeutischen) Beziehungsprozesses. Sie soll einem von Verlusten, Leid, Trauma, Schicksalsschlägen betroffenen und erschütterten Menschen in seiner „Überwindungsarbeit“ unterstützen, seinen Bemühungen, mit Furchtbarem fertig zu werden, dadurch, dass ein *empathisch kompetenter* Beistand/Begleiter/Tröster immer wieder im Verlauf des Trauer-, Verarbeitungs-, Überwindungsprozesses Hilfe, Rat und Trost spendet und damit Annahme, Halt, Linderung, Sicherheit, Beruhigung, Klärung vermittelt und einen positiven Hoffnungshorizont eröffnet: damit der Betroffene/die Betroffene aus der Erschütterung und Beunruhigung zur Ruhe kommen, sich selbst wieder beruhigen kann und aus der Aufgewühltheit in Schmerz, Verzweiflung und Leid wieder zu einer Ausgeglichenheit findet, sich selbst wieder **Trost** zu geben vermag, Gedanken und Gefühle ordnet und neue Hoffnung und Zuversicht zu entwickelt. Durch die **Tröstungen** und die **Trostarbeit** eines empathischen, ermutigenden, Hoffnung gebenden Helfers/Trösters kann sich ein verletzter und beschädigter Mensch wieder sich selbst zuwenden und annehmen, er kann sich den Anderen, der Welt, dem Leben gegenüber wieder öffnen durch das Beispiel, die Unterstützung, die Wertschätzung des Tröstenden, der mit ihm zusammen die Arbeit der Tröstung, des Gewinns von Trost, der Konsolidierung und Neuorientierung unternimmt.

Spezifisch zielt **Trostarbeit** im Verein mit anderen Maßnahmen der Hilfeleistung und Unterstützung darauf ab

- auf der *physiologischen* Ebene Erregungszustände (*hyperarousal, kindling*) zu beruhigen (*quenching, down regulation*), eine Hypersensitivierung des HPA-Systems, dysfunktionale Genregulationen und die damit verbundenen neurohumoralen Fehlsteuerungen (s. u.) und ihre Folgen – z.B. für die unbewusste und bewusste Informationsverarbeitung, die Gedächtnissysteme, das Emotions- und Willenssystem - zu vermeiden;
- auf der *psychologischen* Ebene Überforderungsgefühlen/Stress-*Emotionen* (Panik, Furcht, Aggression, Gewaltimpulse, Hass, Verzweiflung, Verbitterung, Ohnmacht etc.) sowie negativen *Kognitionen* (Selbstzweifel, Selbstentwertung, negative Selbstattributionen, Hilflosigkeit, Abwertung Anderer, Fehlbewertungen sozialer Situationen etc.) und der Schwächung von *Volitionen* (Entscheidungsfähigkeit, Willenskraft) und ihrer chronifizierenden Fixierung gegenzusteuern, damit die Breite des emotionalen Spektrums und der volitionalen und kognitiven Flexibilität des Betroffenen erhalten werden kann;
- auf der *sozialen* Ebene die Ausbildung dysfunktionalen Sozialverhaltens (generalisierende Negativierung anderer Menschen, Kontakt- und Beziehungsunfähigkeit, Rückzug aus der sozialen Partizipation, Selbstisolation, Misstrauen, soziale Aggressivität und Gewaltbereitschaft, Devianz und Anomie) etc. zu verhindern. «

In ihnen wird durch das Miterleben der leiblich-emotionalen Äusserungen Mitbetroffenheit, Mitgefühl, Mitleid aufgerufen, das zum Handeln zwingt. Not ruft nach Hilfe, Gefahr nach Rettung, Leid ruft nach Linderung, Trauer nach Trost, Furcht nach Versicherung, Aufgebrachtsein nach Beruhigung. Es entsteht eine Reziprozität der Affekte und Affekthandlungen zwischen den Menschen in solchen "emergency situations", für deren Begründung sich Mechanismen wie die der "emotionalen Affektibilität" (Gefühle "stecken an") und neurobiologische Funktionen – die der Spiegelneuronen (*Rizzolatti et al. 1996; Stamerov, Gallese 2002*) – heranziehen lassen.

8.2 Aggression, Entspannung, Friede

Aggression gehört zur *Natur* des Menschen, aber wir sind auch und vor allen Dingen *Kulturwesen*, die ihre *Natur* kultivieren können, ja müssen, und das genau kennzeichnet die *menschliche Natur*, die es zu entwickeln gilt. 2006h

Aggressive Bedrohung bewirkt:
Erschrecken/Erstarren/Verharren,
Angst/Furcht, Flucht - oder
Gegenaggression/Gewalt.

» Unter Aggression verstehen wir ein genetisch disponiertes, d.h. in evolutionären Lernprozessen wurzelndes, jedoch durch kollektiv-geschichtliche und individuell-biographische Erfahrungen ge-

formtes und deshalb differentiell motiviertes individuelles und/oder gruppaes Verhaltensdispositiv. Verhaltensdispositive bilden sich als „evolutionäre Narrative“ in der Interaktion von Organismen mit ihren „relevanten Umwelten“ heraus. Solche Dispositive sind bei ihrer Aktualisierung und Performanz/Inszenierung ein in spezifischen physiologischen, emotionalen, volitionalen, kognitiven und aktionalen Mustern und ihren behavioralen Äußerungen - Proaktionen und Reaktionen - erkennbares Geschehen. « (Petzold 2003c; Bloem, Moget, Petzold 2004)

Aggression ist ein Bündel verschiedener affektiv-behavioraler Muster, die die Funktion haben ein anderes Lebewesen zu attackieren, wobei die Motive hierfür durchaus unterschiedlich sein können - Aggression hat viele Gesichter (2006h).

Differentielles Aggressionsmodell

1. *Prädatorische Aggression* (etwa Beutetieren gegenüber; HAG: Raub-, Beutezüge, Ressourcenkriege),
 2. *Konkurrenzaggression* (Konkurrenz um Nahrung, Weibchen, Positionen in Hierarchien; HAG: Dominanz der eigenen Ideologien, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Positionen; Wirtschaftskriege),
 3. *Verteidigungsaggression* (furchtmotiviertes, defensiv orientiertes Angriffsverhalten; HAG: Aufrüstung, Wettrüsten, Verteidigungsbündnisse, Präventivschläge),
 4. *Irritationsaggression* (als Reaktion auf externale Störungen oder durch internale Faktoren wie Erschöpfung, Krankheit, so auch bei HAG),
 5. *Territorialaggression* (bei Grenzverletzungen des Habitats; HAG: Bedrohung von Interessenssphären, Einflussbereichen, Märkten, wissenschaftlichen und ideologischen Territorien),
 6. *Maternale und paternale Schutzaggression* (Brutverteidigung durch Muttertiere im Nahraum unmittelbar von den Jungen, durch Vätertiere im Fernraum an der Reviergrenze, den Angreifer ggf. auch über diese hinaus verfolgend. Auch bei HAG),
 7. *weibliche und männliche bzw. intergruppaale Sozialaggression* (etwa gegenüber Jungtieren oder Fremdgruppentieren; HAG: Genderaggression, Generationskonflikte, ethnische und religiöse Konflikte),
 8. *sexualbezogene Aggression* (Aggression bei sexueller Zurückweisung oder Frustration; HAG: Verletzung von Gendehre, gesellschaftlichen Sexualcodes),
 9. *Instrumentelle Aggression* (habitualisiertes Aggressionverhalten, das die eigenen Fähigkeiten und Positionen bestätigt, selbst wenn keine externalen Anlässe gegeben sind; HAG: Willkürakte, Machtdemonstrationen, Muskelspiel von Großmächten)
 10. *Dominanzaggression* (Aggression, die das Ziel hat, aus vielfältigen *Machtinteressen* aktiv Macht anderen gegenüber auszuüben – ausschließlich HAG)
- Ergänzt um HAG und 10 aus Petzold (2003c) im Anschluss an eine aktuelle Übersicht (Bloom et al. 2001, 258).

Für den Kontext der Psychotherapie muss man bei der Betrachtung von Aggression auf folgende Perspektiven zentrieren:

1. auf eine biologische (evolutionsbiologische und neurobiologische)
2. auf eine empirisch psychologische
3. auf eine sozialwissenschaftliche
4. auf eine klinisch-therapeutische
5. auf eine kulturtheoretische und politische Ebene.

Den evolutionsbiologischen Aggressionsnarrativen (2003c) gilt es Narrative der Ruhe, Besonnenheit, Friedfertigkeit und die Fähigkeiten der Selbstregulation und Entspannung entgegenzustellen (Petzold, Orth 2004b).

„**Entspannung** ist die Fähigkeit, die Möglichkeiten des psychophysiologischen Systems zur 'down regulation' von Erregungs- und Übererregungsprozessen bzw. -zuständen intentional zu nutzen (über Top-down-Techniken mentaler Regulation *from mind to muscle* oder Bottom-Up-Techniken muskulärer und respiratorischer Regulation *from muscle to mind*, oder durch eine Kombination beider Ansätze mit dem Ziel mentale, emotionale und somatische Entspanntheit herbeizuführen, in der

Erholungsprozesse stattfinden können, welche wieder eine gute Vitalität, Anspannung und Leistungsfähigkeit ermöglichen. Ein organischer Anspannungs-Entspannungs-Zyklus ist das Ziel der Entspannungsarbeit“ (2000g).

„**Friede** ist die Fähigkeit, eine innere Balance und Ausgeglichenheit zu behalten, eine friedliche emotionale Gemütslage zu bewahren oder wiederzugewinnen, auch wenn Außeneinflüsse zu Störungen und Beunruhigung führen oder zu Ärger Anlass geben. Grundlage dafür ist eine **Regulationskompetenz**, die durch kognitive Einschätzung (*appraisal*) und affektive Bewertung (*valuation*) von Ereignissen (*events*) aufgrund von Lebenserfahrung zu einer Moderation limbischer Erregungspotentiale fähig ist, z. B. aggressive Impulse *hemmen* kann, sie *umzustimmen* vermag. Sie muss sich dabei auf enkulturations- und sozialisationsvermittelte Wertsetzungen stützen, auf vorgängiges, übendes Bemühen, innere Ruhe und Friede nicht zu verlieren, zurückgreifen, auf eine *bewährte Friedfertigkeit*, die in der Meisterung von Erregungszuständen – ggf. unterstützt durch gute *Vorbilder* für beherrschtes Verhalten im Angesicht von Störaktionen – gewonnen wurde. Eine solche individuelle Friedensfähigkeit in Kollektiven, einem Gemeinwesen, in Völkergemeinschaften umzusetzen, ist eine immense Aufgabe, die aber nur gelingen kann, wenn Friedenswillen und Friedensbereitschaft **'von unten'**, von den einzelnen Menschen in die Kollektive getragen werden.“ (2006h).

9. Um abzuschließen – weiterführende Kritik und Ethik

Der **Polylog** in meiner (meiner?) Theorie (*Petzold „et al.“ 2001b*) ist aus dem Hintergrund moderner Lebenswelt hervorgegangen. Gesellschaft heute ist plural/pluralistisch, vielschichtig, multikulturell, zuweilen inter- und transkulturell - eine *Weltbürgergesellschaft* im Entstehen (*Derrida 1997; Arendt 1949, 1986*). Sie ging und geht weiterhin hervor aus den inter- und transdisziplinären Diskursen (idem 1998a, 27; *Mittelstrass 2001*) zwischen den Wissenschaften, ihren Strömungen (etwa zwischen den Therapieschulen), deren *Polyloge* allein Dogmatisierung und schlechte Ideologien verhindern, denn *Wissenschaft ist vielstimmig*, braucht pluralen, *transversalen Sinn*, vielfältigen Konsens, reichen Dissens, „weiterführende Kritik“.

» *Weiterführende Kritik* ist der Vorgang eines reflexiven Beobachtens und Analysierens, des problematisierenden Vergleichens und Wertens von konkreten Realitäten (z.B. Handlungen) oder virtuellen (z.B. Ideen) aus der *Exzentrizität* unter *mehrperspektivischem Blick* aufgrund von legitimierbaren Bewertungsmaßstäben (hier die der Humanität, Menschenwürde und Gerechtigkeit) und des *Kommunizierens* der dabei gewonnenen Ergebnisse in *ko-respondierenden Konsens-Dissens-Prozessen*, d.h. in einer Weise, das die kritisierten Realitäten im Sinne der Wertsetzungen optimiert und entwickelt werden können. Weiterführende Kritik ist Ausdruck einer prinzipiellen, *schöpferischen Transversalität*. Sie erfordert den Mut der Parrhesie. « (*Petzold 2000a*)

Wissenschaft ist eine zentrale Strömung in den Ozeanen des Nicht-Wissens, die den **Freiheitsdiskurs der „transversalen Moderne“** kennzeichnen. Sie ist heute multiszientistisch, interdisziplinär, plurifakultär (*Derrida 1982*). Sie generiert aus den vielfältigen Sicht- und Betrachtungsweisen, aus der polyprismatischen Brechung des aufleuchtenden „Lichtes der Erkenntnis“, aus seinen *Fulgurationen* (*K.Lorenz*) mannigfaltigen Sinn. Wahrhaftige Wissenschaft schafft *Sinn*, bringt konvergenten und divergenten, konkordanten und diskordanten Sinn hervor, transversale Sinnfolien: übergreifend konnektivierenden, integrierenden Sinn oder auch sich diversifizierende, dispersive Sinne, deren Sinn die Zerstreung, die Vielfältigkeit, das negentropische Chaos selbst zu sein scheint mit einem Horizont, aus dem wieder und wieder neuer Sinn emergiert. In diesem werden als zwei maßgebliche Strömungen im herakliteschen Fluss menschlichen Denkens zusammengedacht, 1. die traditionellen, deterministischen *Metaerzählungen* (*Lyotard*) mit 2. modernen/postmodernen, indeterminierten *Metadiskursen* die von Unbestimmtheit, Nonlinearität, Multikausalität, Wahrscheinlichkeiten in potentiell unbegrenzten Freiheitsgraden gekennzeichnet sind.

Beide Strömungen bestimmen »die **„transversale Moderne“**, wie ich unsere Zeit umschrieben habe: – ein ultrakomplexes, nonlinear organisiertes, polyzentrisches Netzwerk von globalisierten und lokalisierten Bezügen, Konnektivierungen und Knotenpunkten des Wissens, der Technik, der ökonomischen Interessen, der Machtspiele, der „tentativen Humanität“ und einer erhofften Weltordnung am Horizont, ein Ozean von Unüberschaubarkeiten, auf dem durch permanente Querungen, durch ein wagemutiges und zugleich verantwortliches Navigieren, hinlängliche *Orientierungen* und *Sicherheiten* der Erkenntnis und der Gemeinsamkeit, Sinn und **Humanität** gewonnen werden müssen – wieder und wieder ... auf dem *Weg* der Verwirklichung unserer **Hominität**, unseres Menschenwesens in Fülle ... « (*Petzold 1999r*).

Transversalität bedeutet immer, einen jeweiligen ethischen Standpunkt zu erarbeiten, indem man an ethische Traditionen anschließt und eine Kontinuität zu schaffen sucht, ohne sich damit vor ggf. notwendigen, gänzlich neuen ethischen Entscheidungen zu bewahren, denn zuweilen reichen Zupassungen des Alten, Bewährten nicht mehr aus. Die diskursive Ethik des Integrativen Ansatzes (*Petzold 1978a, Moser, Petzold 2003*) versucht dieses Spannungsverhältnis zu tragen. Ethische „Positionen“ (*Derrida*) werden besonders in der Arbeit mit Patienten in Diskursen bestimmt werden müssen, wie es die „Grundregel“ des Integrativen Ansatzes erarbeitet hat. (*Petzold 2006n*).

Die Geschichte als von Menschen geschaffene Realität, als Geschichte der Erkenntnis, des Wissens, der Wissenschaft ist heute multiszientistisch, interdisziplinär, plurifakultär. Sie generiert mit der beständig wachsenden *Sinnerfassungs-, Sinnverarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität* von Menschen, ja der Menschheit als Kollektiv, aus den vielfältigen Sicht- und Betrachtungsweisen, aus der polyprismatischen Brechung des aufleuchtenden „Lichtes der Erkenntnis“, aus seinen *Fulgurationen* (*K.Lorenz*) mannigfaltigen Sinn (*Petzold, Orth 2005*). Wahrhaftige Wissenschaft schafft *Sinn*, bringt konvergenten und divergenten, konkordanten und diskordanten Sinn hervor, transversale Sinnfolien: übergreifend konnektivierenden, integrierenden Sinn oder auch sich diversifizierende, dispersive Sinne, deren Sinn die Zerstreung, die Vielfältigkeit, das negentropische Chaos selbst zu sein scheint mit einem *Horizont*, aus dem wieder und wieder neuer Sinn emergiert. Einer solchen Vision sieht sich die „Integrative Therapie“, der „Integrative Ansatz“ verpflichtet.

10. Anhang I: Materialien zum konzeptuellen Fundus der IT

Klinische Wissenschaft:

„Es ist die Aufgabe jeder ‚Wissenschaft vom Menschen‘ zum Wissen über den Menschen beizutragen, wohl bewusst, dass es vielfältiger Perspektiven bedarf, um sich der komplexen, in vielfältigen Kulturen ausgefächerten menschlichen Wirklichkeit anzunähern und klar darin, dass die eigene Disziplin nur e i n e von mehreren Sichtweisen bietet. Der *multidisziplinäre* Diskurs ist deshalb unerlässlich, um Positionen ins Gespräch zu bringen und in fundierten *interdisziplinären* Polylogen, in denen man sich wirklich mit der anderen Sicht auseinandersetzt, Erkenntnisse annähert, konnektiviert, können *transdisziplinäre* Einsichten gewonnen werden, die bisherige Wissensstände überschreiten – auf einige Zeit, denn neue Entwicklungen bringen Neues: der heraklitesche Strom fließt weiter. ... Aus einem solchen Wissenschaftsverständnis müssen auch in der helfenden, klinisch-therapeutischen Arbeit für und mit Menschen alle Wissenschaften einbezogen werden, die diese Prozesse unterstützen können und in diese Funktion und Zielsetzungen werden sie zu Formen ‚*klinischer Wissenschaft*‘“ (Petzold 1988t).

Klinische Philosophie:

„**Klinische Philosophie** ist eine *den Menschen zugewandte* (κλίειν = sich hinwenden) Liebe (φιλία) zur Weisheit (σοφία), ein Lebenswissen, das Grundlage jeder engagierten Praxis von ‚Menschenarbeitern‘ in helfenden und entwicklungsfördernden Berufen sein sollte. Sie nutzt die Schätze philosophischer Arbeit von der antiken Seelenführung (*Seneca, Epictet*) bis zu den Auseinandersetzungen mit der ‚*condition humaine*‘ in der Philosophie der Gegenwart“ (Petzold 1971).

Ich ging zugleich dabei von den Bedingungen der klinischen Situation und ihren Wissensständen aus.

„**Klinischer Philosophie** ist es darum zu tun, Perspektiven der Philosophie für die klinische Arbeit fruchtbar zu machen und Referenzwissenschaften, die für die Psychotherapie relevant sind, in einen klinisch-philosophischen Diskurs einzubinden: **Natur-, Sozial-, Kulturwissenschaften**, da sie alle für die Arbeit mit Menschen, und darum geht es in der Psychotherapie und klinischen Psychologie, haben zentrale Wissensstände beizutragen, ohne die klinische Theorienbildung und Praxis reduktionistisch werden muss. Sie gewährleistet die Transversalität, die der Vielfältigkeit der Menschen entspricht.“ (ibid.)

Die Zielsetzungen sind damit auch deutlich:

Theorienbildung und Praxeologie unter metareflexiver Perspektive untersuchen, etwa auf erkenntnistheoretische oder ethische Implikationen oder Konsistenzprobleme hin. Sie zielt schließlich darauf ab, TherapeutInnen eine *Exzentrizität* zu ihrem Denken und Tun zu vermitteln, einen selbstkritischen Blick, der Dogmatismen entgegenwirkt, was PatientInnen wie TherapeutInnen gleichermaßen zugute kommen soll“ (Petzold 2005t).

Klinische Philosophie verbindet Therapie mit der Vielfalt des Denkens, der Mannigfaltigkeit des „überdachten Lebens“. Die Sophia, die Weisheit, der unsere Liebe und Freundschaft (philia) gilt, ist das Verbindende kat’ exochen. Derartige Überlegungen führen zwingend zum Konzept einer „**philosophischen Therapeutik**“ (Kühn, Petzold 1991).

„**Philosophische Therapeutik** nutzt die theoretische und praktische Beschäftigung der Philosophie mit dem Menschen, mit der *conditio humana*, ihre Geistesarbeit und Reflexion von Lebensgeschehen, in denen das Bemühen von Menschen, der Menschheit kulminiert, sich selbst und die Anderen im Lebens- und Weltzusammenhang auf der *individuellen* und *kollektiven* Ebene zu verstehen, um zu lernen, mit sich adäquat umzugehen, sich zu handhaben, das Leben zu bewältigen, zu meistern, zu gestalten aus erworbenem *Lebenswissen* und aus *Lebenspraxen*, aus *Lebensweisheit*, die zu einer *Lebenskunst* führt. Dieses Wissen wird in der klinischen Arbeit mit Patienten und Patientinnen genutzt und umgesetzt: um *menschengerechte*, nicht-reduktionistische Therapiekonzepte zu gewinnen, Ziele und Metaziele zu begründen, erprobte Praxen der ‚philosophischen Seelenführer‘ (z.B. Lao-tse, Sokrates, Seneca, Ibn Sina/Avicenna, Spinoza, Kant u.a.) aller Zeiten und Kulturen nutzen zu können und wissenschaftlich durch klinische Erfahrung und empirische Forschung erar-

beitete Praxeologie anthropologisch und wertetheoretisch bzw. ethisch und auf Sinn und Zieldimensionen hin zu fundieren. In einer solchen Perspektive werden **philosophische Therapeutik** und eine **klinische Philosophie** für jedes Therapieverfahren unverzichtbar und, ein Fehlen solider Überlegungen zu diesen Fragestellungen muss als ein erhebliches Defizit angesehen werden, das zu beheben mit erheblichen Anstrengungen in Angriff genommen werden sollte, damit Psychotherapie *Sinn macht*“ (Petzold 1971).

Es hieße aber den Wert der Philosophie einzugrenzen, wenn man ihre für die Praxis der Lebensführung von Menschen zentralen Möglichkeiten nur für den klinischen Bereich reservieren wollte. Deshalb kommt dem dritten Begriff auch eine hohe Bedeutung zu:

„**Philopraxis** ist eine lebensfreundliche, dem eigenen, dem Anderen, *jedem Leben* zugewandte Lebenspraxis, denn *darin besteht Weisheit!* Damit wird Philosophie konkret. Sie wird gelebte *Konvivialität*, durch die jeder verantwortlich an der gastlichen Qualität dieses 'Lebensraumes Erde' mitgestaltet. Darin besteht auch '**Lebenskunst**' im Sinne von *Sokrates, Epikur, Epiktet, Marc Aurel, Seneca bis Montaigne und Nietzsche* und über sie hinaus, da der *ars vitae* sich nicht auf Selbstsorge und Selbstgestaltung beschränken kann - sie ist ohne den Anderen auch nicht möglich -, sondern sie ist gemeinsames Gestalten der gemeinsamen Natur: *aus Liebe*, aus einer Liebe zu sich (*Philautie*), einer Liebe zum Anderen und eine Liebe zur belebten Welt (*Ökophilie*), aus einer 'Ehrfurcht vor dem Leben' (A. *Schweitzer*), einer 'Freude am Lebendigen' und aus einer 'Begeisterung für das Schöne', das die 'Welt rettet' (*Dostojewsky*). Deshalb ist das praktische Philosophieren eine Aufgabe, an die Menschen herangeführt werden sollten, denn Philosophie schenkt ihnen Sinnerleben, erschließt ihnen ästhetische Erfahrungen, bestärkt das Engagement für den Mitmenschen und bekräftigt Lebensfreude“ (idem 1971).

Klinische Entwicklungspsychologie:

„**Klinische Entwicklungspsychologie** ist eine Subdisziplin der *life span developmental psychology*, die Fragen der Interaktion von salutogenen/gesundheitsfördernden, protektiven Faktoren und risikohaften, bzw. potentiell pathogenen/belastenden Faktoren (*adverse events, critical life events*) und die Ausbildung Resilienzen im Kontext sozialer Situationen untersucht, also darum bemüht ist, die Bedingungen für das Entstehen von Gesundheit und Krankheit über die Lebensspanne in spezifischen Altersabschnitten, die Ätiologie spezifischer Störungsbilder und die Formen ihres Verlaufs gender- und ggf. ethniewebusst mit den Konzepten und Methoden der empirischen Entwicklungspsychologie aufzuklären. Dafür und für die 'Karriereforschung' (Petzold, Hentschel 1991), d.h. für die Untersuchung von therapiegestützten und therapiedefizienten Karrieren, sind longitudinale Betrachtungsweisen und Studien unerlässlich, die kognitive, emotionale, volitionale, sozialinteraktive und ökologische Perspektiven berücksichtigen müssen. Klinische Entwicklungspsychologie ist für die Psychotherapie und die klinische Psychologie, aber auch für Heil- und Sonderpädagogik, Sozialarbeit etc. eine wichtige Referenz- und Supportdisziplin“ (Petzold, Goffin, Oudhof 1991, 1).

Klinische Sozialpsychologie:

„Unter '**Klinischer Soziopsychologie**' ist einerseits zu verstehen der konsequente Einbezug sozialpsychologischer Forschungen und Theorienbildung für klinisch-psychologische und psychotherapeutische Fragestellungen, die Zupassung der vorhandenen Wissensstände auf klinische Kontexte und die Überprüfung klinischer Praxeologien unter der Perspektive sozialpsychologischer Untersuchungsergebnisse, andererseits die Beforschung klinischer Fragestellungen unter der Perspektive und mit Methodologien der Sozialpsychologie sowie die Generierung klinischer Theorien aus dem sozialpsychologischen Fundus (etwa zu sozialen Kognitionen, zu Attributionsverhalten, zu Kleingruppenphänomenen, zu Identitäts- und Stigmazprozessen, zu Gesundheitsverhalten usw.), da dieser eine Fülle von Erkenntnismöglichkeiten für Psychotherapie, Soziotherapie und Supervision bereitstellt und vor allen Dingen individuumszentrierte Perspektiven (z.B. der persönlichkeitspsychologischen Sicht) mit kollektiv orientierten Perspektiven (soziologische Sicht) verbindet. Die Klammer dabei sind der phänomenologische Zugang zu den Forschungsgegenständen und die Rückbindung menschlichen Sozialverhaltens an evolutionsbiologische Grundlagen ohne dabei einem biologischen Reduktionismus anheim zu fallen oder kulturalistische Perspektiven auszublenden, die im Gegenteil eine wichtige Perspektive in der Sozialpsychologie darstellen“ (Petzold 1999r).

11. Anhang II - Materialien zur Integrativen Sicht von Sprache

Der Mensch ist erzählender Mensch, deshalb ist auch eine wesentliche methodische Arbeitsweise die der „narrativen Praxis“ mit der „Biographiearbeit“ (Petzold 1991a, 2001b, 2003g, Petzold, Müller 2004b) und die Poesie- und Bibliothherapie (Petzold, Orth 1985/2005). Therapie ist bei aller Bedeutung der *nonverbalen Kommunikation*, in der wir ja führend sind (Petzold 1974j, 1985k, 2004h), gegründet in Sprache. Deshalb einige Materialien zu unserer sprachtheoretischen Position.

Gekürzt aus: Petzold, H. G. (2006a): **Lust auf Erkenntnis**. ReferenztheoretikerInnen der Integrativen Therapie, Polyloge und Reverenzen - Materialien zu meiner intellektuellen Biographie zu 40 Jahren „transversaler Suche und kokreativer Konnektivierung“ (updating von 2002p und 2004b). Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - Jg. 2006

Sprache und Diskurs im Kontext dynamischer Regulation

„In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich“
Wilhelm vom Humboldt (1836)

„Sprache ist Welterkenntnis in Menschengemeinschaften, im *Polylog* konkreter Sprecher entstanden und weiter entstehend: durch kokreative Transformation von lebendiger Welterfahrung auf eine symbolische Eben. Sie ist deshalb *universal* und *individuell* zugleich.“ (Petzold 1971j)

Die *intrakulturellen* Diskurse und die seit den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sich hin zum Zeitalter globaler Kommunikation multiplizierenden *interkulturellen* Diskurse und Polyloge multiplizieren auch die Möglichkeiten differentieller Sinnkonstitution und weiten die Chancen zu „polylogischem Denkens“, und diese Möglichkeiten sind mir im Rahmen meiner Ausarbeitung des Integrativen Ansatzes zu gute gekommen. Es handelte sich also um eine völlig andere Situation als die, in der *Moreno, Freud, Adler* oder auch *Perls* oder *Berne* ihre Ansätze entwickelt haben. Aus solchem polylogischen Denken ist auch der vorliegende Text geschrieben worden. Eine solche Sicht steht hinter dem Integrativen Ansatz und sie entwickelte sich u.a. in der Auseinandersetzung mit Dialog-, Diskurs- und Beziehungstheorien¹⁴, etwa denen von *G. Marcel, E. Levinas, A. Losev, G. H. Mead, M. Bakhtin, J. Habermas* mit ihren komplexen philosophischen Konzeptionen einer sozialwissenschaftlich höchst relevanten „kommunikationsorientierten“ *Dialogik*¹⁵.

Man kommt dann auch nicht darum herum, sich mit dem Thema des „Sprechens und der Sprache“ auseinanderzusetzen, nach *Ferdinand de Saussure* (1916) mit „Sprachsystemen“ *langue*, mit der prinzipiellen Sprachfähigkeit, „Sprache an sich“, *langage* und konkreten „sprachlichen Äußerungen“ *parole* – (vgl. aber *Bakhtins* Konzept der „utterances“, *Holquist* 1990, 60; *Bakhtin* 1979, 1986). Auf ähnliche Weise unterscheidet die generative Grammatik von *Avram Noam Chomsky* zwischen *Kompetenz* als dem Verfügen über ein bestimmtes Sprachsystem und *Performanz* als der Ebene der aktuellen Verwendung einer Sprache, eine Unterscheidung, die wir im Integrativen Ansatz mit der Kompetenz-Performanz-Differenzierung sozialen Handelns aufgenommen und in differenzierender Adaptierung für die Praxeologie fruchtbar gemacht haben (Petzold 1988n, 602ff; 1993a/2003a, 846, 1079f; Petzold, Engemann, Zacher 2003).

Mit der Sprache ist ein immens komplexer Bereich angesprochen, der die Themen Sprache und Bedeutung, Sprache und Handlung, Struktur und Prozess, Sprechen und Denken, Sprache und Schrift, Schriftlichkeit und Mündlichkeit (Petzold 1969 II a) umfasst und hiermit sind nur einige Themen benannt. Fast alle humanwissenschaftlichen Disziplinen sind mit dem Thema Sprache befasst: Linguistik, Literaturwissenschaften, Philosophie, Psychologie, Soziologie, Neurobiologie, Evolutionspsychologie.

Sprache ist ein Thema, dass bei aller „Verbalitätszentrierung“, allem „Logozentrismus“ in der Psychotherapie – nichts geht ohne Verbalisierung – zu den *vernachlässigten Bereichen* der psychotherapeutischen Theoriebildung für die Praxeologie der Behandlung gehört, trotz *Lacan*, trotz *Schaffer, Spence* und *Lorenzer*, um einige Protagonisten zu nennen, die allerdings kaum auf einen Theo-

¹⁴ Bauer et al. 1991, Bergman 1991, Clark 1990, de Man 1989, Hitchcock 1993

¹⁵ Gogotišvili, Gurevic 1992; Brandist, Tihanov 2000; Holquist 1990; Marková 2003; Makhlin 1997

rie-Praxis-Transfer gerichtet waren. Bei der Komplexität des Themas ist das verständlich. Auch in der Integrativen Therapie ist wenig zu diesem Thema *publiziert* worden, wenngleich wir viel zu dieser Thematik miteinander gesprochen haben, gearbeitet wurde, nicht zuletzt mit Blick auf den Praxistransfer. „Leib und Sprache“ ist das große Thema von *Ilse Orth*, die „Sprache der Bilder“ und „sprechende Bilder“ ist ein Lieblingsthema von *Johanna Sieper*, „narrative Praxis“ ist für mich ein Kernanliegen in der Therapie. Aber in Bereichen, in die man sich vertieft hat, in die Fragen einer „Hermeneutik des sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucks“ (*Petzold* 1988b) oder der „leiblichen Äußerungen“ (*Orth* 1994, 1996, *Orth, Petzold* 1998a), wächst der Anspruch. Das Thema Sprache „wollte“ bei uns noch nicht in einer Form „zur Sprache kommen“, die uns befriedigt hätte, und so sollen hier zumindest Materialien aus der Denkwerkstatt zusammengestellt werden, um Richtungen der Konnektivierung aufzuzeigen und es wird künftige Arbeit der Weiterentwicklung unverzichtbar, zumal uns Sprache zu den Bereichen Kommunikation und Dialogik/Polylogik führt, den Themen Sinnkonstitution und Bedeutung/Deutung, normative Orientierung und Ethik, wie die Arbeiten von *Habermas* und *Ricœur* exemplarisch verdeutlichen.

Im Integrativen Ansatz zählte die Arbeit mit Texten, eine poesietherapeutische Praxis zum methodischen Grundbestand integrativtherapeutischer Arbeit (*Petzold, Orth* 1985; *Straub* 2001), deswegen steht das Thema Sprache und Sprechen beständig im Praxiskontext als Herausforderung vor uns. Auch in der collagierenden, narrativen Hermeneutik der von uns gepflegten, therapeutischen und persönlichkeitsfördernden Arbeit mit Biographien (Biographiearbeit, *Ch. Petzold* 1972a,b, *Petzold* 2001b, 2003g, 2005k, *Petzold, Müller* 2004b) kommt man an dem Thema des Umgangs mit Sprache, leibhaftigem Sprechen (*Orth* 1996), aber auch an theoretischen Auseinandersetzungen nicht vorbei.

Sprach-, Dialog-/Polylogtheorien standen für uns so selbst deshalb in polylogisierenden Beziehungen, in vielfältigen Verflochtenheiten. Es ko-respondieren da *Herder, W. von Humboldt* und *Goethe*, dann polylogisieren *Vygotskij, Bakhtin, Florenskij, Losev*, es diskutieren *Ferdinand de Saussure, Roman Ossipowitsch Jakobson, Nikolai Sergejewitsch Trubezkoi* und *Maurice Merleau-Ponty* (*La prose du monde*), es stehen *Beneviste, Ricœur, Derrida, Kristeva, Sollers* im Diskurs, um einige Theoretiker der Sprache zu benennen, mit denen wir uns über die Jahre beschäftigt haben. Im Hintergrund lässt sich *Fénelon* (*Carcassonne* 1946) vernehmen, denn die „Lettre à l'Académie“ [1716], die wir 1967 lasen, haben uns für die Sprache und die Poesie die Bedeutung von Phantasie, Gefühl, Empfindsamkeit betont, die emotionalen Qualitäten also, ein romantisches Element, das uns für den Wert „emotiver“, Kognitives und Emotionales verbindenden Sprechens und Schreibens in der Poesietherapie mit Patienten sensibilisiert hat.

Beim Thema Sprache sind *Habermas, Wittgenstein, Austin, Searle* unübergebar (*Paul Goodman* soll nicht vergessen sein). „Sprache als Energie, Handlung“ (*Humboldt*), „Sprachspiel“ (*Wittgenstein*) „Polysemie“ (*Eco*), „Mimesis II“ (*Ricœur*), „Phono-Logo-Zentrismus“ (*Derrida*), „kommunikatives Handeln“ (*Habermas*), „Name“ (*Florenskij, Lozev*), „Diskursereignis“ (*Beneviste*), „co-evolution“ (*Li*), Adaptivität (*Pinker*) usw. – das sind Konzepte, mit denen wir uns über die Jahre auseinandergesetzt haben, als wir uns in die Themen Verbalität/Nonverbalität, Verstehen und Erklären, Deuten und Interpretieren, *Signifikat* (Bezeichnetes, franz. *signifié*) und *Signifikant* (Bezeichnendes, franz. *signifiant*), Sinn und Bedeutung, Leiblichkeit und Sprache usw. vertieft haben – wir vertiefen uns weiter –, um für unser verbales und nichtverbales therapeutisches Handeln Fundamente zu erarbeiten. Das ist ein schwieriges Unterfangen, in dem wir immer noch „auf dem Wege“ sind. Aber die Sprache ist eben auch kein abgeschlossenes und abschließbares Geschehen, wie *Herder, v. Humboldt, Bakhtin* u. a. gezeigt haben.

So können hier nur Streiflichter aufgezeigt, einige sprachtheoretische Konzepte, die z.B. Perspektiven der Sprachphilosophie, Evolutionspsychologie aufgreifen und für uns wichtig sind, angesprochen werden.

» Eine allgemein gültige Definition gibt es weder für Sprache im engeren Sinn noch für Sprache im weiteren Sinn. Alle bisherigen Definitionen gehen jeweils nur von bestimmten Aspekten des komplexen Phänomens Sprache aus: So hat man Sprache u. a. als Mittel zum Ausdruck von Gedanken und Gefühlen, als wichtigstes und artspezifisches Kommunikationsmittel des Menschen, als strukturiertes System von Zeichen, als internalisiertes System von Regeln, als Menge der Äußerungen in einer Sprachgemeinschaft oder als Werkzeug des Denkens definiert. «

Brockhaus Multimedial 2005

Wir gehen in vieler Hinsicht von *Wilhelm von Humboldt* (1836/1980) als unverzichtbarer Basis aus, der affirmiert: „Sprache muss notwendig zweien angehören, und gehört in der Tat dem ganzen Menschengeschlecht an“. Oder: „In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich“. – Sprache ist Handeln zwischen Sprechenden, wie die berühmte Definition *Humboldts* festhält: „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. ... Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia).“ Das sind Gedanken, die in den sprachtheoretischen Arbeiten der russischen Tradition von *Florenskij*, *Bakhtin*, *Lozev* aber auch bei *Vygotskij* – mit Auswirkungen zu *B. L. Whorf* und *E. Sapir*, was wenig beachtet wird – Wiederhall fanden. Wir haben uns mit den russischen Denkern besonders befasst. Natürlich findet sich der Einfluss *Humboldts* in sehr vielen Bereichen, in der Sprachinhaltsforschung von *L. Weisgerber* und bei *A. N. Chomskys* sowie in den sprachtheoretischen Arbeiten des Mitbegründers der Gestalttherapie *Paul Goodman* (1971, 1977).

Im *Humboldtschen* Sinne sehen wir im Integrativen Ansatz die menschliche Sprache einerseits in einem *kollektiven, strukturellen Aspekt* als ein komplexes, menschenpezifisches Phänomen (und das ist als transkulturelle Aussage gemeint), das Welt in symbolischen Systemen mit spezifischen Systemregeln (Syntax) gefasst hat, einschließlich der ideomatischen Qualitäten, „*the many ways to say things*“ (Intonationen, anspielende Verweise, Metaphern, nonverbale Akzentsetzungen), die den größten Raum unserer cerebralen Processing- und unserer Speicherkapazität in Anspruch nimmt (*Li, Homberg* 2003). Andererseits wird dieses „System Sprache“ - betrachtet man es unter der Perspektive eines *individuellen, performativen Aspektes* - von Menschen in je spezifischer Form genutzt, „es wird gesprochen“. Sprache kann dabei von ihnen in gewissen Massen auch gestaltet werden, wodurch sich Sprachformen verändern können. Sprache ist deshalb aus integrativer Sicht doppelwertig (die russische sprachphilosophische Tradition sieht sie „antinomisch“, ich spreche gerne von „konfigurativ“).

» **Sprache** gründet in den *kokreativen Tätigkeiten* von Menschen/Menschengemeinschaften in der Welt und in den dieses Tun begleitenden *Mentalisierungsprozessen*, durch die eine symbolisch erfassbare, beschreibbare und kommunizierbare „Humanwelt“ konstituiert wird, zu der Sprache unabdingbar gehört und für die sie ein *Strukturmoment* ist. **Sprache** aktualisiert sich in Sprechereignissen, im konkreten, lebendigen Gebrauch von und zwischen SprecherInnen, Einzelsubjekten und Gruppen in Kontext/Kontinuum – im Sprechen zur Informationsvermittlung, Handlungskoordination, Welterklärung, Weltgestaltung. Sie gewinnt dabei beständig an Komplexität und trägt in diesem konfigurativen Wechselspiel von *Struktur* und *Prozess* zugleich zur Komplexität von Gemeinschaften/Gesellschaft bei. Das führt zu komplexeren Sozialverhältnissen und damit wiederum zur Emergenz erweiterter und vertiefter sprachlicher Differenzierungen, ermöglicht Sprechen über Sprechen, Denken über Denken, Diskurse über Diskurse « (*Petzold* 1982c).

Die komplex vernetzten Einflüsse zwischen *Welt, Sprache, Gesellschaft, Ereignis, Einzelsubjekt* generieren Entwicklungsimpulse und es entstehen *dynamische Regulationsprozesse der Rückwirkung-Fortwirkung* (spirale Progredienz), die beständig Veränderungen hervorbringen und neue Versprachlichungen möglich machen, d. h. auch neue Wirklichkeit konstituieren. „Welt“ ist der soziokulturelle und ökologische *phänomenale* Gesamtrahmen allen möglichen Erlebens (*Merleau-Ponty* 1945/1966) mit seinem *transphänomenalen* Hintergrund (*Bischof* 1966, der erlebnismäßig nicht zugänglich ist, z. B. der atomare/subatomare Bereich). Welt umfasst das alles: Gesellschaft, Einzelsubjekt und die Ereignisse/Geschehnisse, in denen das Einzelsubjekt steht. *Mentalisierung* (siehe oben) bedeutet die Aufnahme und cerebrale Verarbeitung von Welteindrücken auf der individuellen und kollektiven Ebene, durch die auch die *Sprache*, die das alles zu benennen vermag – auch das Transphänomenale – entstanden ist und die ermöglicht, eine Humanwelt (*mental social world, représentations sociales*) zu schaffen, die intersubjektiv teilbar wird durch die „Archivierung“ von Ereignissen in den kollektiven Wissensvorräten des „kulturellen Gedächtnisses“ (*Assmann* 1988; *Halbwachs* 1968) zusammen mit den nicht-sprachlich archivierten „kollektiven mentalen Repräsentationen“ (*Moscovici* 2001). Darunter verstehen wir z. B. Bilder, Klänge, Stimmungen etc., die natürlich weitgehend versprachlicht werden können (es bleiben indes nicht-verbalisierbare, transverbale Bereiche, Sprachlosigkeiten, Wortlosigkeiten, Unfassbarkeiten, *Petzold* 1988b). Und es gab und gibt Bereiche „vor der Sprache“ auf der ontogenetischen Ebene (*Papoušek* 1994; *Petzold* 1994j) und auf der phylogenetischen Ebene (*Li* 2003; *Pinker* 1994) und es gibt Bereiche, wo keine Sprache mehr ist – Demenz, Delir, Koma.

Die phylogenetische Perspektive ist durch die evolutionstheoretische Orientierung des Integrativen Ansatzes von Bedeutung, denn wir sind überzeugt, dass ohne ein vertieftes Verstehen der Geschichte und der Bedingungen unserer Hominisation, der phylogenetischen Entwicklung der Menschen, uns zentrale Fragen zur menschlichen Natur unverstündlich bleiben werden. Und so führt die Frage nach der Sprache natürlich auch in den Kontext ihres Entstehens. Mit zentralen Grundausstattungen des Menschen wie Denken, Fühlen, Wollen und eben auch Sprechen kann man sich heute nicht mehr ohne den Rückgriff auf evolutionswissenschaftliche Forschung und Theorienbildung auseinandersetzen (Buss 2000; Mysterud 2003). Einige Aspekte seien aufgezeigt:

Ums Feuer „im Rund“ sitzende oder in der Jagd und Sammlertätigkeit *kooperativ* handelnde Hominiden der jüngeren Altsteinzeit haben im Austausch „vokaler Gesten“ über Erlebtes, Getanes, zu Tuendes, die Grundlagen *komplexer Sprache* gelegt, die wahrscheinlich im „Big Bang“ kreativer mentaler Produktion, wie sie die *Bilderzählungen* der Höhlenmalerei (Nougier 1993; Roussot 1997) vor 40 000 Jahren in Mitteleuropa dokumentieren, kulminierte. Diese *ikonischen Narrationen* hatten wahrscheinlich Entsprechungen in der sprachlich-symbolischen Narrativität, z. B. in einer Epik, von der wir allerdings keine Dokumente haben. Wir sind auf indirekte Materialien verwiesen. Natürlich sind die Wurzeln von Sprache, einfacher Sprachformen zumal, älter (Li 2003). Die Herstellung von Werkzeugen und die Verbreitung der Herstellungstechniken wie in den Faustkeilkulturen des Acheuléen und Micoquien sind sicher nicht ohne eine Form lautsprachlicher Verständigung möglich gewesen. Wie immer man ihren Ursprung und ihre Funktion erklären mag, *Sprache* war Sedimentation von Welterkenntnis (*Strukturbildung, kollektiver Aspekt*), und *Sprechen* war und blieb symbolvermitteltes Handeln in Gruppen konkreter, sprechender Menschen (*Prozessualität, individueller Aspekt*, Petzold, Orth 2004b; Petzold 2005t). Sprache wurzelt deshalb im Kollektiv, in der Polyade des „Wir“, in gesellschaftlichen **Polylogen** und in Myriaden dyadischer, triadischer, polyadischer Gespräche.

Monokausalistische Hypothesen zur Entstehung von Sprache greifen sicher zu kurz: Sprache sei bestimmt vom „*mating mind*“, um Partnerinnen zu beeindrucken (Miller 2000) oder sei Nebenprodukt des immensen cerebralen Wachstums (Chomsky 1991; Gould 1987) – aber Hirnwachstum und Sprachgebrauch bewirkten sicher eine sich *wechselseitig verstärkende Entwicklung*, eine „*reaffere Progressive*“. Sprache ist sicher auch *adaptiv* (Pinker 1994, 18ff), macht Kommunikation leistungsfähiger und ist damit ein bedeutender Selektionsvorteil, aber über das adaptive Moment hinaus ist sie höchst *kreativ*, löst in Menschen *proaktive* Impulse aus. Benennung, Umschreibung, Metaphorisierung gestaltet Welt und durch die Rückwirkung, die aus dieser Anregung/Stimulierung resultiert, gestaltet Welt auch Sprache. Sie fördert soziale Bindungen, zweifelsohne (vgl. die „*social gossip Hypothese*“ von Dunbar 1996), aber soziale Bindung ermöglicht und fördert auch Sprechen und Sprache. Sprache ist durch die Funktion von Spiegelneuronen in ihrer Entwicklung gefördert worden (Li, Homberg 2003), aber ihr intensiver Gebrauch trägt auch zur differentiellen Entwicklung von Spiegelneuronengruppen und -funktionen bei.

Für solche evolutionsbiologisch begründete Positionen zu Entwicklungen in evolutionären Prozessen nehmen wir im Integrativen Ansatz spontan *emergierende Selbstorganisation* an (Krohn, Küppers 1992) bzw. dynamische, spiralig fortschreitende Regulationsprozesse (ich spreche von *spirali-ger Progredienz* durch Feedback-Feedforward-Prozesse) und diese schließen immer Entwicklungsgeschehen ein – man denke an Eigens Modell des „Hyperzyklus“ (Eigen, Schuster 1979)!

„Als **dynamische Regulation** bezeichnen wir den *Operationsmodus im Regulations- geschehen von komplexen, lebenden Systemen*, durch den Systemfunktionen auf allen ihren Ebenen optimal wirksam werden können“ (siehe oben 3.2).

Vor diesem Hintergrund sind denn auch unsere sprachtheoretischen Positionen zu sehen (Petzold 2000h). Das Prinzip „**dynamischer Regulation**“ – nicht-lineare, reafferent-progredient wirksame Prozesse, d.h. Rückwirkungs- und Stimulierungsprozesse (durch „multiple Stimulierung, Petzold 1988f, g) – führen zu Zuständen, die sich auf einem Spektrum zwischen Angeregtheit und Ausgeglichenheit, Dissipation und Homöostase darstellen. Dieses Kernprinzip Integrativer Therapie wird nicht nur als Modell für *intraorganismische* Regulationsprozesse angesehen (Petzold 1974j, Abb. III, Petzold, Orth, Sieper 2005), sondern auch als Prinzip der *intersystemischen* Regulation zwischen dem System und anderen komplexen Systemen (Petzold 1974j): zwischen Organismus und Umwelt im evolutionären Entwicklungsgeschehen, zwischen Individuum und Gruppe/Gemeinschaft/ Gesellschaft, zwischen Individuen, zwischen Gruppen und Staatswesen etc. So ist Sprache z.B. in ihrem Verhältnis von Einzelsprecher/-hörer und sprechender Gruppe und von dieser zur Sprachgemein-

schaft in einer solchen Sicht zu betrachten oder soziale *Kompetenz* und *Performanz* sind in diesem Modell fundiert.

Diese evolutionsbiologischen *Narrative interagieren* im personalen System. Sie haben eine hohe Stabilität, zugleich aber auch eine gewisse Plastizität. Sie können über spezifische Lernvorgänge, „komplexes Lernen“ (Sieper, Petzold 2002), verändert werden. *Narrative* dürfen nicht statisch gesehen werden. Sie sind Strukturelemente in Prozessen. *Narrative* (Muster) sind damit von den Prozessen, den *Narrationen* (Musterbildung), nicht abzulösen, haben selbst prozessualen Charakter. Prozess und Struktur, Erzählung und Erzählfolie, Narration und Narrativ stehen in einer dialektischen Verschränkung. *Regulationskompetenzen* (plur.) sind mit *Regulationsperformanzen* verschränkt.

Unser Verständnis von Sprache als Konfiguration von Prozess und Struktur, Individualität und Kollektivität „passt“ genau in dieses Modell und hat Bezüge zu *Humboldts* und in seiner Folge zu *Florenskijs*, *Lozevs* und *Chomskys* Konzeptionen. Sprache ist in ihrem Verhältnis von Einzelsprecher/hörer und sprechender Gruppe und von dieser zur Sprachgemeinschaft in einer solchen *evolutionstheoretischen* Sicht zu betrachten, die damit auch die *sprachphilosophische* Position unterfängt, wie das prinzipiell für den Integrativen Ansatz charakteristisch ist, der bemüht ist, biologische und humanwissenschaftliche Perspektiven zu verbinden.

Unsere *sprachphilosophische* Ausrichtung kann hier nur umrissen werden. Sie steht natürlich im Kontext der sprachtheoretischen Debatten, die zwischen den großen Richtungen hin und her gingen und gehen: Existiert Sprache als ein ideales Objekt vor allen verbalen kommunikativen Akten oder hat sie Existenz nur innerhalb konkreter Sprechhandlungen? Aufgrund unserer evolutionsbiologischen Herleitungen (Polylog der Gruppe) tendierten wir natürlich zu der letztgenannten Auffassung, aber ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Denn als sich Sprache einmal konstituiert hatte, hatte sie natürlich Rückwirkung auf die Ausbildung cerebraler Strukturen. Und da die Grundstrukturen von Sprache transkulturell gleich sind, muss angenommen werden, dass sich im Prozess der Hominisation auch genetische *Narrative* gebildet haben, die in den relativ homogenen „Out of Afrika“ Hominden des Sapiens Typs eine hohe Übereinstimmung in der Disposition zum Sprechen und zur Sprache festgelegt haben. So ist durchaus eine *strukturelle Realität* von Sprache anzunehmen, noch über die kollektive Megarepräsentation einer „Sprachkultur“, die Jahrhunderte überdauert, hinaus. Deshalb hat eine strukturalistische Sicht durchaus Argumente: Sprache sei eine *objektive* Realität, die den Menschen in Form der Worte und Grammatik gegeben sei. Ein Mensch schafft die Sprache nicht, wird aber durch sie geformt. Dagegen steht die hermeneutische Auffassung, dass Sprache nur im lebendigen Sprechen, in der Kommunikation als kreativer Wechselseitigkeit von Sprechern, also als *subjektive* Realität existiert und es durchaus sprachschöpferische Momente gibt. Die *evolutionäre Generativität*, die hinter der *Humankreativität* steht (Iljine, Petzold, Sieper 1990/1967) – und aus beiden entstand und entsteht Sprache – komme zu keinem „Stopp“.

Aber man muss diese Positionen nicht polarisieren, wie schon *Plato* im „Kratilos“ aufzeigt, wenn er die heraklitesche, objektivistische und die sophistische *subjektivistische* Auffassung von Sprache als wechselseitig ergänzend ansieht. Bei *Humboldt* finden sich denn auch, wie eingangs schon erwähnt, beide Sichtweisen, wenn er Sprache als „Struktur“ - in seiner Terminologie *ergon* - und als „Handlung“, *energeia*, als „Prozess“ sieht. Beide Sichtweisen lassen sich gut mit der aufgezeigten evolutionstheoretischen Argumentationen verbinden und finden sich auch in der oben zitierten integrativen Bestimmung von Sprache (Petzold 1982c).

Die Sprache braucht mindestens zwei Personen, gehört aber der ganzen Menschheit. Ein Individuum versteht sich selbst, wenn es von Anderen verstanden wird und ein Gedanke braucht, um verstanden zu werden, einen anderen Menschen, der dem Sprecher gleicht und doch von ihm verschieden ist (Humboldt 1936). Diese *Humboldtschen* Positionen, eignen sich, das springt unmittelbar ins Auge, ausgezeichnet für die Fundierung eines therapeutischen und agogischen Ansatzes, weil es in diesem wesentlich auch um ein Handeln in Worten, mit Worten und durch Worte vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Sprache und Sprachkompetenz geht.

Humboldts antinomischer Ansatz wurde, wie schon erwähnt, insbesondere von den an *Plato* und am Neokantianismus orientierten russischen Sprachphilosophen aufgegriffen, von *Pavel Florenskij* in „*Мысль и язык*“ (Denken und Sprache 1922/1993c) und von *S. Boulgakoff* und *A. Losev* in ihren Philosophien des Namens. *Florenskij* (1922/1993c) affirmiert, dass es keine individuelle Sprache gibt, die nicht *zugleich* universal ist und keine universale Sprache, die nicht in ihrer aktuellen, gesprochenen Wirklichkeit individuelle Wirklichkeit ist. Anders wäre keine Verständigung möglich. Im

Integrativen Ansatz kommt diese Bezogenheit in der Verschränkung von kollektiven und individuellen „*mentalen Repräsentationen*“ (vgl. Anmerk. 52) zum Tragen. Dieses kollektive Moment, gibt eine verbindende Basis, braucht aber die kommunikative Realisierung, um in Erscheinung zu treten. Wir wüssten nichts von der strukturellen Ebene der Sprache, würde sie nicht von Sprechern gesprochen. Obwohl ich Losevs Energiemetaphorik eher zurückhaltend gegenüberstehe, ist die Konklusion seiner Analysen überzeugend: Ohne Sprache wäre das Individuum in seiner Subjektivität gefangen, im Wesen anti-sozial, nicht-kommunikativ, es würde ein Nicht-Individuum sein (Losev, 1990, 49). Das Individuum ist in der Sprache als Sprechender einzigartig, dennoch ist es Individuum, weil es über die Sprache an der Sozialität und der benannten Welt partizipiert. Der in der russischen „Philosophie des Namens“ eingeschlagene Weg mit *Humboldt* und über *Humboldt* hinaus hat bei *Mikhail M. Bakhtin* eine etwas andere Richtung genommen: die seiner radikalen Dialogik und seiner Diskurstheorie, in der gilt, dass die Strukturmomente der Sprache - Worte, Grammatik, *speech genres* -, in ihrer ausgesprochenen Form (*utterance*) eine *Einmaligkeitsqualität* haben, obgleich diese der Sprache als Kollektivum nicht entkommen kann. *Bakhtin* entwickelt hier einen seiner zentralen Gedanken, den einer „*individualisierenden Kommunalität*“.

„Es mögen zwei oder mehr Sätze absolut identisch sein (wie zwei identische geometrische Figuren), weiterhin können wir zugestehen, dass jeder Satz in formaler Identität unzählige Male wiederholt werden kann, aber als eine Äußerung [высказывание, *vyskaszyvanie*, engl. *utterance*] (oder ein Teil einer solchen) kann kein einziger Satz, sogar ein Einwortsatz, nie wiederholt werden: er wird immer eine neue Äußerung sein (sogar wenn es ein Zitat ist)“ (*Bakhtin*, 1979, 286). – „*Äußerung*“ ist bei aller performativen Qualität nicht mit *de Saussures* „*parole*“ gleichzusetzen, der freien Expression des gesprochenen Wortes als Sprechakt, weil es immer „Äußerung auf“ ist, auf die Äußerung eines Anderen, auf eine Kontextgegebenheit etc. „The Bakhtinian utterance is dialogic precisely in the degree to which every aspect of it is an give-and-take- between the local need of a particular speaker to communicate a specific meaning, and the global requirements of language as a generalizing system“ (*Holquist* 1990/2000, 60). Sprache und Sprechen findet also in einem Milieu des „Dazwischen“ statt, das sich allerdings von *Bubers* „zwischen“ (*Waldenfels* 1971) grundsätzlich unterscheidet. Alle „Äußerungen“ geschehen in einem gesellschaftlichen „Dazwischen“, sind eingebettet und bestimmt von gemeinschaftsgegründeter Praxis, sozialen Normen - „*représentations sociales*“ würden wir mit *Moscovici* (2001) sagen -, die „in den Köpfen“ der Individuen wirken. In *Bakhtins* „dialogism, of course, the ‘I’ of such individual minds, is always assumed to be a function of a ‘we’ that is their particular group. An utterance then is a border phenomenon. It takes place between speakers, and is therefore drenched in social factors“ (*Holquist* 1990, 60f). Sprachtheoretische Überlegungen haben bei *Bakhtin* unmittelbar in den Bereich sozialer Wirklichkeit, sozialen Handeln in der Dialogik in „Polyaden“, Gruppen, Gemeinschaften geführt. Das hat für psychotherapeutische Praxis immense Konsequenzen, denn diese gemeinschaftsbestimmen Normen, Gedanken, Gefühle, Volitionen, die das Individuum durchziehen und in seinem Sprechen aus ihm sprechen, dieses „Wir“ der Sprecher im Hintergrund – Sprecher aus einer Familie, Bezugsgruppe, einer „lifestyle community“ (*Müller, Petzold* 1999), einer Schicht oder Ethnie – bestimmt maßgeblich über die „Passung“ zwischen Therapeut und Patient die Veränderungsmöglichkeiten (will sich das „Wir“ nicht verändern oder ist es zu stark, entstehen massive Probleme, so dass das „Wir“ thematisiert, bearbeitet werden muss, einbezogen werden muss in die Arbeit, wo immer möglich, vgl. *Hass, Petzold* 1999). *Es muss eine Hermeneutik dieser Kollektivität erfolgen*, ihres Sprechens, Denkens, Fühlens. Der Therapeut muss in seiner Verstehensarbeit – wie in jedem Versuch, die Welt eines anderen zu erfassen – in spezifischer Weise die Rolle eines „hermeneutischen Zuhörers“ einnehmen, der in Lebensszenarios hineinhört. *Voloshinov* aus dem *Bakhtin-Kreis* beschreibt diesen Vorgang gemeinsamen Verstehens von Ereignissen in einem Text von 1926. „... die Person, die zu verstehen bemüht ist, muss die Rolle eines Zuhörers einnehmen. Aber um diese Rolle übernehmen zu können, muss sie gleichermaßen die Position des Anderen genau verstehen“ (zitiert bei *Holquist* 1990, 52). Man ist an einen *Moreno*-Text zum Rollentausch erinnert (*Moreno* 1914, 1946), wenn man diese Zeilen liest.

Für eine Dialog-Polylog-Theorie findet sich bei *Bakhtin* und den genannten russischen Autoren kostbares Material und auch die sprachtheoretischen Einsichten, insbesondere des späten *Bakhtin* (1986a) haben für therapeutische Praxeologie Relevanz, aber es müssen zusätzliche Brücken geschlagen werden: zu einer Hermeneutik, die umfassender greift, wenn es um Verstehensprozesse geht, als es der Diskurs der russischen Tradition und ihr seinerzeitiger Diskussionsstand ermöglicht – sei es bei *Bakhtin*, sei es bei *Vygotskij*, denn die Diskurse sind weitergegangen und haben noch

weitere Fragestellungen aufgezeigt: das Wahrheitsproblem, das Problem der Normen, der Ethik, das Verhältnis von Sprache und Sinn. Auch die Fragen der normativen Orientierung müssen in der Auseinandersetzung mit dem Thema Sprache bedacht werden. Die monumentalen Werke von *Habermas* und *Ricœur* kommen dabei in den Blick, und natürlich können hier nur Aspekte angesprochen werden. Aber psychotherapeutische Richtungen müssen sich auch mit solchen Autoren und ihren Konzepten auseinandersetzen, weil sie Grundsatzfragen reflektieren, die für therapeutisches Handeln hohe Relevanz haben, denn über Sprache als "vernünftige Sprache" bzw. über sprachlich fundierte *Vernunft*, wie sie sich in geregelten Diskursen artikuliert, sind Regeln gesellschaftlichen Zusammenlebens zu gewinnen, da es keine "objektive Erkenntnis" gibt, wie *Habermas* (1968) in "Erkenntnis und Interesse" herausgearbeitet hat, denn theoretische oder praktische Erkenntnisinteressen bestimmen die Wirklichkeit. Deshalb kommt sprachlich gefassten, diskursiven Prozessen immense Bedeutung zu und seine Entwicklung einer Diskurstheorie (idem 1971) ist die zwingende Konsequenz, die er gezogen hat und die dann folgerichtig zu seiner „Konsenstheorie der Wahrheit“ als ausgehandelte und erreichte Übereinstimmung in einer idealen Kommunikationsgemeinschaft führt (idem 1973). Meine „Ko-respondenz-Theorie“ (*Petzold* 1971, 1978c) steht in einem ähnlichen Diskurs und wurde in Auseinandersetzung mit den Überlegungen von *Habermas* in ihrer bis heute gültigen Form (idem 1978c/1991e) ausgearbeitet. Wie *Habermas* in seinem *magnum opus* „Theorie des kommunikativen Handelns“ (*Habermas* 1981) dann souverän begründet, liegen die normativen Grundlagen gesellschaftlicher Prozesse in der Sprache, denn sie fundiert „Wahrheit, Verständlichkeit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit“ als Basis der „Vernünftigkeit“. Damit kann für jede Form der Verständigung und für menschliches Handeln eine normative Basis gefunden werden, die nicht dogmatische Setzung ist, sondern immer wieder im Blick auf die Erfordernisse der sich beständig verändernden Weltverhältnis ausgehandelt werden müssen, wie sein jüngste Buch noch einmal dokumentiert (*Habermas* 2005). Eine solche situationsbezogene Konstitutionsarbeit wird auch notwendig, weil aus der Lebens- bzw. Sozialwelt der Menschen – auch über die Sprache – irrationale Kräfte (*Foucault* würde hier von den „Dispositiven der Macht“, untergründigen **Diskursen** sprechen) in die *Diskurse* einfließen, die sprachlich-diskursiv geklärt werden müssen, um Probleme zu lösen, wie sie durch **dissente** Geltungsansprüche zwischen Menschen und in jeder Gesellschaft auftreten können (vgl. *Habermas* 1992 in „Faktizität und Geltung“). Auch um zu zukunftsgestaltenden Zielen und Metazielen – etwa eine „politische Verfassung für die pluralistische Weltgesellschaft“ (idem 2005, 324ff) zu gelangen, ist eine sich universalisierende „diskursive Kultur“ notwendig – im Makro- wie im Mikrobereich. *Habermas* bietet für die metatheoretische Fundierung gesellschaftstheoretischer Positionen eine höchst substantielle Basis, denn solche Positionen müssen ja auch im Hintergrund jedes psychotherapeutischen Verfahrens reflektiert werden, da Therapie auch gesellschaftliches Handeln in gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in gesellschaftlichem Auftrag ist – for better and worse (vgl. *Berger, Luckmann* 1970 und ihren Aufweis von Therapie als Disziplinierungsinstrument). Damit wird eine Hermeneutik des eigenen professionellen Handelns vor dem jeweils gegebenen gesellschaftlichen Hintergrund mit seinen historischen Bestimmtheiten erforderlich.

Deshalb sei noch kurz auf andere, weiterführende und vertiefende Quelle eingegangen, die eine solche übergreifende Hermeneutik bieten kann und zwar mit Blick auf sprachphilosophische, als auch auf geschichtstheoretische Positionen: ich spreche von *Paul Ricœur* (*Mattern* 1966). Auch hier können nur Aspekte ausgezeigt werden (weiteres *Petzold* 2005p). Wir beziehen uns heute im Wesentlichen auf Konzepte, welche er im Zusammenhang mit seiner phänomenologischen Hermeneutik in ihrer späten, ausgereiften und sozialwissenschaftlich anschlussfähigen Form entwickelt hat.

Für den großen französischen Hermeneutiker hat *Sprache immer einen Gegenstandsbezug* (*Ricœur* in: *Bouchindhomme, Rochlitz* 1990, 211), weil jedem Sagen eine zu sagende Erfahrung vorausgeht, die zur Sprache kommen will, ein Gedanke, der sich auch in „La prose du monde“ bei *Merleau-Ponty* (1969) oder bei *Bakhtin* (1979, 1986a) findet und der wiederum einen Rückbezug auf evolutionsbiologische Überlegungen möglich macht, aber auch sprachwissenschaftlich mit *E. Beneviste, R. Jakobson* u. a. begründet werden kann. Das führt natürlich in – durchaus fruchtbare – Auseinandersetzungen mit der poststrukturalistischen Sprachtheorie und *Derridas* Dekonstruktion. Deshalb wird der Bezug auf den „späten“ *Ricœur* wichtig, der seine frühen Engführungen überwunden hat und durchaus dem Diskurs mit *Derrida* standhalten kann. Wenn *Derrida* sich gegen eine „Beherrschbarkeit des Sinnes“ wendet, so teilen wir das (*Petzold, Orth* 2005a), und auch der späte *Ricœur* vertritt (anders als im Frühwerk) eine solche Position, in der Form, dass für ihn zur Sinnkonstitution die „Interpretation“ hinzu kommen muss, und so „Sinn“ im Raum von Sinnmöglichkeiten

gefunden wird, ohne dass damit eine Exklusivität entsteht. *Ricœur* kontextualisiert und temporalisiert konsequent in seiner Hermeneutik wie in seiner Sprachtheorie. Mit *Beneviste* hat er eine „Linguistik des Diskurses“ zur Verfügung, deren Gegenstand nicht Zeichen sondern Sätze sind: „Im Diskurs, der sich in Sätzen verwirklicht, bildet und formt sich die Sprache (*langue*). Hier beginnt die Sprache (*langage*). Um es mit einer klassischen Formel auszudrücken, könnte man sagen: Nihil est in lingua quod non prius fuerit in oratione“.so *Beneviste* (1977, 150). *Ricœur* gelingt es auf dieser Basis, die Hermeneutik an das Sprechen, an die menschliche Existenz, die Sprecher in ihrem Ereignis-Kontexten zu bringen, ihr einen „Sitz im Leben“ zu verschaffen und den kreativen Ereignischarakter der Sprache neben ihrer strukturellen Qualität zu nutzen, denn: „da es zuerst etwas zu sagen gibt, weil wir eine Erfahrung zur Sprache zu bringen haben, ist umgekehrt die Sprache nicht nur auf ideale Bedeutungen gerichtet, sondern bezieht sich auch auf das, was ist“ (*Ricœur* 1976, 21). Sprache als kommunikativer Akt – etwa in Diskursen, Dialogen bzw. Polylogen – und als aktualisierte Sprache ist miteinander verschränkt, wobei die „*langue*“ Möglichkeitsbedingung der Kommunikation ist. *Sprache, Sprecher, Ereignis* sind in dieser Hermeneutik vor dem *Horizont von Welt* verbunden, wie wir auch in unserem oben umrissenen Verständnis von Sprache dargetan haben, und in dieser Verbindung kann sich „Sinn“ artikulieren. „Weil wir in der Welt sind und von Situationen betroffen werden, versuchen wir, uns darin im Modus des Verstehens zu orientieren, und haben etwas zu sagen, eine Erfahrung zur Sprache zu bringen und miteinander zu teilen“, so *Ricœur* (1988, 123) im ersten Band von „*Temps et récit*“ (idem 1983, 118). Für eine therapeutische Hermeneutik ist damit ein Ansatz gegeben, der den Sprecher, den Referenten des Diskurses, einbezieht, den „Text sozialer Situationen“ der Auslegung, gemeinsamer Auslegung zugänglich macht in Korrespondenzprozessen, in denen in „Begegnungen“ und durch „Auseinandersetzung“ um Konsens bzw. Dissens „gemeinsamer Sinn gefunden werden kann“ (*Petzold* 1978c), und dieser muss sprachlich gefasst sein, um für Handlungstransfer, „Kooperation“ zu dienen (idem m1991e).

Ricœur verbindet damit auch höchst eigenständige sprach- und handlungstheoretische Positionen in „Redeakten der Interlokution“, d.h. in unsere Terminologie übersetzt: in dialogisch/polylogischen Gesprächssituationen, die über seine therapierelevante „Hermeneutik des Selbst in Eigenleiblichkeit und Weltbezug“ den Anderen und das Eigene, *Alterität* und *Ipseität* zusammengebunden in seinem zentralen Konzept „*narrativer Identität*“: das Subjekt erzählt sich, vermittelt sich, hat Zuhörer, in deren Geschichten es Bedeutung gewinnen kann, so dass das Selbstverstehen und das Verstehen des Anderen durch Zeichen, Symbole, Texte in *interlokutionären Redeakten* vermittelt ist. Die *Konkretisierungen Ricœurschen* Denkens in der Psychotherapie, am Beispiel des Ansatzes der Integrativen Therapie mit ihrer „narrativen Praxis“, ihrer Entfaltung des Gedankens „narrativer Identität“ zeigen: dieses Denken hat für die Psychotherapie hohe Relevanz (*Petzold* 2001b, p, 2003g, 2005p).

Dies mag für den *Ricœur*-Bezug an dieser Stelle genügen.

Es ist, so hoffe ich, mit dieser „tour de force“ ein wenig deutlich geworden, warum eine intersubjektiv ausgerichtete Form der Therapie, und das gilt natürlich nicht nur für den Integrativen Ansatz, sich mit dem Thema Sprache und Sprechen auseinandersetzen muss, und das in einer möglichst breiten Weise und sei es nur, um konsistente Referenzsysteme des Denkens zu finden, Quellautoren wie *Bakhtin, Habermas, Merleau-Ponty, Ricœur*, die für den eigenen Ansatz *anschlussfähig* sind, bzw. für die die eigenen Positionen Anschlussstellen bieten, denn es kann natürlich nicht darum gehen – und das ist das Problem psychoanalytischer Idiosynkrasie – Grundlagen nur aus dem Eigenen zu entwickeln, sondern auch das „Affine“ zu nutzen, wie es die Integrative Therapie versucht.

Denken, Sprechen, Handeln aus dem polyadischen „Wir“

„Der Mensch, jeder Einzelne, ist Mensch aus dem **Wir** menschlicher Gemeinschaft, eine andere Basis seines Menschseins ist nicht denkbar“. (*Petzold* 1971)

Mit dem aufgezeigten sprachtheoretischen Hintergrund können wir für unsere interaktive, verbale und nonverbale Integrative (Psycho-)therapie, für ihre Dialogik und Polylogik eine gute Basis finden, die unsere zentralen Konzepte des „**Polyloges**“ bzw. der „**polylogischen Ko-respondenz**“ unterfängt in einem neuen Verständnis von *interpersonalen*, aber auch *intrapersonalen* Beziehungen, das *Interlokutionen, Sprechakte* nach außen, etwa mit umstehenden SprecherInnen und im Inneren zwischen verinnerlichteten SprecherInnen annimmt. Weiterhin wird eine Basis für unser Konzept der

inter- und intradisziplinären Diskurse und Ko-responsenzen zwischen Wissens-Communities und Wissensfeldern, ja für inter- und intrakulturelle Diskurse und Metadiskurse (Diskurse über Diskurse) gewonnen. Damit wird die Chance eröffnet, aus der **Polylogik** transdisziplinäre und transkulturelle Erkenntnisse zu gewinnen und das ist doch ein recht anderer Ansatz als die philosophische-theologisierende Dialogik *Bubers* (*Perlina*, 1984). In Hinter- und Untergrund unseres Ansatzes steht die integrative Idee, dass „Sein Mit-Sein“ ist (Koexistenzaxiom, *Petzold* 1978c), Mit-Sein mit der Welt, mit den Mitmenschen, ein pluriformes Sein, das das „**Wir**“ konstituiert. „Der Mensch ist die *Summe* der Welt, ihr gedrängter Konspekt“ (*Florenskij* 1994, 159). *Bakhtin* spricht von einer „existentiellen Qualität unseres Mit-Seins“ (события бытия). Schon die Antike betrachtete den „Menschen als einen Mikrokosmos“ (*Demokrit* fr. 34), der in den „Makrokosmos“ eingebunden ist¹⁶. Deshalb ist die Welt für alle Menschen ein gemeinsam geteilter und zu pflegender „konvivaler Raum“ (*Petzold* 1971; 2002b; *Orth* 2002) und zugleich ein Ort, in dem alles Gesprochene anwesend ist oder sein kann und im Raum alles künftigen Sprechens auftauchen kann. Wir leben und sprechen mit den Gedanken, Dialogen, Diskursen Anderer und damit ist **Polylog**, ein Milieu *generalisierter* „*Konvivialität*“ gegeben: Wir sind immer mit Anderen. Dass dieses Mit-Sein zu einer „Gemeinschaft guten Miteinanders“ (κοινωνία) wird, dass *Konvivialität* in seiner gastlichen Qualität realisiert werden kann (*Orth* 2002), dazu ist in der Tat eine „Politik der Freundschaft“ (*Derrida* 2002) erforderlich oder eine Idee umfassender brüderlicher/geschwisterlicher/mitmenschlicher Verbundenheit, die ein „gutes Miteinander“ – соборность, sobornost’ – in der Gemeinschaft **aller** Menschen **will**: alleinig aufgrund des Menschseins eines jeden (ohne religiöse oder politische oder ethnische Kautelen). Derartige Gedanken sind an vielen Orten immer wieder schon einmal gedacht worden: bei *Demokrit*, bei *Seneca* und *Marc Aurel*, bei *Kant* natürlich und zwar in eminenter Weise – wir verdanken ihm viel (*Petzold*, *Orth* 2004b). Wir finden ein solches Denken des Miteinanders (*sobornost’*) auch in der slavophilen Philosophie, wie sie von *Chomiakov*, *Solowjew*, *Kirejewskij*, *Florenskij* (z. T. auf dem Hintergrund der Theologie der Ostkirche) entwickelt wurde¹⁷. Dieses Denken begegnet uns auch bei *Bakhtin* (*Coates* 1998), es ist ein Hintergrund zu seiner zentralen Idee der *Individualisierung in einer Kommunalität*. „Bakhtin and a host of other Slavic thinkers emphasized the social nature of language and felt that meaning resided neither with the individual, as the traditionalists believe, nor with no one, as deconstruction would have it, but in our collective exchanges of dialogue“ (*Honeycut* 1994). In den Möglichkeiten des Sprechens in der **Polyade**, die die fundamentale Lebensform der Hominiden ist, haben die *Interlokutoren* eine schöpferische Freiheit – die des Selbstaustauschs, der die Chance des Verstandenwerdens impliziert, weil die Zuhörer, Gesprächspartner aus dem Hintergrund des gleichen Kontext/Kontinuums schöpfen, die „gleiche Sprache sprechen“. *Alexei Losev* hat dies in seiner „Philosophie des Namens“ auf den Punkt gebracht: „Das Geheimnis des Wortes liegt in seinem Umgang mit dem Gegenstand und seinem Umgang mit anderen Menschen. Das Wort übersteigt die Grenzen einer separaten Individualität. Es ist eine Brücke zwischen dem Subjekt und dem Objekt“ (*Losev* 1990). Das Selbst als sprechendes, ansprechendes und angesprochenes, als denkendes und gedachtes [„ich will Dein gedenken“] ist demnach immer anderen Selbsten als denkenden, gedenkenden verbunden, eingedenk des nicht aufhebbaren polyadischen „**Wir**“ der Menschengemeinschaft, das der Boden jedes Menschen, die Matrix jedes Selbstes ist. Diesem „**Wir**“ galt und gilt unser Engagement, denn wir **wollen** für die konviviale Qualität dieser Gemeinschaft der Menschen – heute mit globalen Perspektiven – unseren Beitrag leisten, wie bescheiden auch immer. Bei der in Psychotherapeutenkreisen oft vorfindlichen Skepsis gegenüber der Philosophie oder philosophischen Argumentationen sei noch kurz darauf verwiesen, dass man für die Positionen des **Koexistenzaxioms** („Sein ist Mit-Sein“) oder des **Konvivialitätskonzeptes** („wir leben alle zusammen in dem einen Haus dieser Welt“) durchaus naturwissenschaftliche Argumente geltend machen kann: man denke nur an das Faktum einer 98,7 prozentigen genetischen Übereinstimmung mit unseren Verwandten, den Bonobos, d. h. in nur 1,3 % der Gensequenzen unterscheiden wir uns von ihnen. Eine 99,9 prozentige genetische Übereinstimmung findet sich zwischen allen heute lebenden Menschen – wobei die 0,1 % natürlich, wie das „HapMap-Projekt“ eines Atlas der genetischen Spielarten des Menschen zeigt, gigantische Datenmengen umfassen und auf sehr vielfältige Wege genetischer Evolution verweisen. Etwa eine Millionen Einzelnukleotid-Polymorphismen (SNP) auf den 46 menschlichen Chromosomen sind bislang bekannt, zehn Millionen vermutet man noch. Hier ist die Forschung noch bei den Anfängen weiter Wege (*Nature* 437, 1153, *Plos-Biology* 3, 245). Ein hohes Potential an Differenzen liegt überdies noch bei den Transkriptionsfaktoren, wobei der Tran-

¹⁶ *Florenskij* 1988; *Petzold* 1967 II e

¹⁷ vgl. *Gratioux* 1939; *Iljine* 1933; *Bird*, *Jakim* 2002

skriptionsmechanismus wiederum ein verbindendes Einheitsmoment darstellt, so dass sich, wie in vielen Bereichen der Biologie, eine Dialektik von verbindender Einheitlichkeit (*Unizität*) und differenzierender Vielfalt (*Plurizität*) als Grundprinzip des Lebendigen findet, *eine Einheit des Lebens in einer Vielfalt von Formen*. Ähnliches lässt sich auch in der sozialen bzw. kulturellen Evolution beobachten und an ihren Schnittflächen mit der biologischen. Man denke an unsere basale Emotionsmimik, wie sie sich in der Nonverbalität zeigt, die transkulturell gleich (und damit prinzipiell verstehbar) ist, weil sie in den kollektiven biologischen Grundlagen unserer Leiblichkeit wurzelt, an der *Unizität* der Hominiden partizipiert (Scherer 1990; Petzold 2004h), was schon Darwin (1872, vgl. Eckmann 1973) erkannt hatte. Gleichzeitig haben die Emotionen im Rahmen der soziokulturellen *Plurizität* in der Feintönung des Ausdrucks aufgrund der kulturspezifischen Attributions- bzw. Bewertungssysteme eine große Variabilität, die bei feinkörniger Analyse bis in die mimisch-gestische Expressivität reicht. Jeder Interlokutionsprozess in Gruppen/Polyaden zeigt: er wird von der Fähigkeit der SprecherInnen zur kognitiven und emotionalen Feinabstimmung (durch Spiegelneuronen gestützt, Stamenov, Gallese 2003) bestimmt. Derartige Prozesse wahrzunehmen und interventiv aufzunehmen, ist ein Kernmoment jedes therapeutischen Tuns.

Damit bleiben die vorgetragenen Gedanken nicht im Bereich abgehobener Philosopheme. Sie können und müssen in die *Praxis* getragen werden und haben dort ihren Boden und auch interventionspraktische Konsequenzen: etwa in der starken Betonung der sozialen Netzwerke, Konvois und Lebenslagen (Hass, Petzold 1999; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004) in der Integrativen Therapie, in ihrem „4. Weg der Heilung und Förderung“ durch „Solidaritätserfahrungen“ (Petzold 1988n; Petzold, Orth, Sieper 2005), durch eine besondere Beachtung in Therapien und Supervisionen von „kollektiven mentalen Repräsentationen“, die einer der bedeutendsten Protagonisten der modernen Sozialpsychologie, Serge Moscovici (1961, 2001), bei dem wir in Paris lernen konnten, erforscht hat. Diese „gemeinsam geteilten Kognitionen, Emotionen und Volitionen“ (Petzold 2003b), die sich in sozialen Gruppen und Gemeinschaften finden, sind ein Fokus sozialtherapeutischer Praxis. Mit dem Eintreten für das „Wir“, aus dem jedes „mit/con“ und jedes „zwischen/inter“ hervorgeht gliedern wir uns mit dem Integrativen Ansatz in den Strom des Denken und Wollens all derer ein, denen die menschlich Gemeinschaft und das „Gemeinwohl“ ein Anliegen ist und die „Gemeinsinn“ pflegen.

Im vierten Richtziel¹⁸ all unserer Ausbildungscurricula hat das explizit Niederschlag gefunden. Es geht um „Förderung sozialen Engagements“ (Petzold, Sieper 1972, 1976, Petzold, Orth, Sieper 2000b) als **Möglichkeit der Kulturarbeit und Kulturkritik** und der **tätigen Hilfeleistung** (Petzold, Josić, Erhardt 2005; Petzold, Sieper, Schay 2005), die in der konkreten Arbeit mit Menschen (PatientInnen, KlientInnen u. a.) umgesetzt werden soll und umgesetzt wird – empirische Evaluationsstudien unserer Ausbildungen zeigen das (Petzold, Rainalds et al. 2005; Petzold 2005s).

Eine solche evolutionspsychologisch unterfangene, sozialphilosophisch begründete (etwa mit Bakhtin aber auch mit Émile Durkheim oder mit G. H. Mead) *sozialpsychologische Perspektive* und Praxeologie bindet sich über die Enkulturations- und Sozialisationstheorien zurück an Entwicklungstheorien, die dieses Denken noch einmal in besonderer Weise therapierlevant werden lassen: *Durch Andere verstanden zu werden, begründet und vertieft Selbstverstehen!* In diesem, auch durch die Entwicklungspsychologie des Kleinkindes (Petzold 1994j) fundierten Faktum liegt eines der bedeutendsten Wirkmomente der Psychotherapie: *Das empathische Verstehen in „guter Passung“ wird zur Kernqualität von Therapie*, was auch ein Verfügen über kulturspezifische Muster, die man miteinander teilt, erfordert, den Kontakt mit dem übergeordneten „Wir“. Hier wird deutlich, dass Empathie nicht nur eine Sache von Spiegelneuronen ist (Stamenov, Gallese 2002; Petzold 2002j, 2004h)! Durch empathisches Verstehen fließen immer auch kulturelle Muster aus generalisierten Interlokutionen, übergeordneten Diskursen als Elementen *kollektiver mentaler Repräsentationen* in die individuellen Selbstinterpretationen ein. Und so werden die „subjektiven Theorien“, die „subjektiven mentalen Repräsentationen“ (Petzold 2003a, b) stets auch von kollektiver Wirklichkeit imprägniert. Wie Vygotskij (1978), der bedeutendste russische Psychologe und ein eminenter Entwicklungstheoretiker und -forscher, betonte, war alles „*Intramentale*“ zuvor „*Intermentales*“. Es war Teil der ‚*sobornost*‘, des allumfassenden Gemeinsamen.

¹⁸ 1. Richtziel: Förderung personaler Kompetenz und Performanz, 2. Förderung sozialer Kompetenz und Performanz, 3. Förderung professioneller Kompetenz und Performanz (Petzold, Sieper 1972; Petzold, Orth, Sieper 2002b; Petzold, Sieper, Schay 2005), 4. Richtziel: Förderung von sozialem Engagement.

Es gibt untergründige Vernetzungen und Verflechtungen zwischen *Vygotskij* und *Bakhtin* und *Florenskij*, wie differenzierte historische Analysen zeigen (*Coates* 1998; *Emerson* 1990; *Trubachev* 1998; *Wertsch* 1985) – alle drei beschäftigten sich mit „kollektiven Hintergründen“, mit Sprache, Sprechen, mit Sozialität, mit der intermediären Funktion der Kunst, mit Religion und mit naturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Fragen. Als ein gemeinsames Anliegen dieser Männer sehe ich: dass sie in der Arbeit einer *polylogischen* „kulturellen Hermeneutik“ standen (*Chernyak* 1988; *Gogotsvili*, *Gurevic* 1992; *Brandist*, *Tihanov* 2000) und dafür Instrumente und Methodiken entwickelt haben (*Bakhtin* 1986), den Versuch unternommen haben, den Menschen in seinem soziokulturellen Leben vor dem Hintergrund der Geschichte und des Weltzusammenhanges zu erfassen und zu verstehen – auch um sich selbst besser zu verstehen. In diesem Anliegen und in dieser Arbeit sehen wir uns diesen Denkern verbunden und sehen die „Integrativen Methodologien“, die wir entwickelt haben, als *WEGE* solchen Erkenntnisgewinns, die – so hoffen wir – „**Lust auf Erkenntnis**“ machen.

Selbstverstehen entfließt in einem solchen Ansatz dann einer „allgemeinen kulturellen Polylogik“ und einer persönlichen und gemeinschaftlichen, einer kulturellen „transversalen Hermeneutik“. Durch sie verstehe ich mich in den Bildern Metaphern, Begriffen, Worten – im breitesten Sinne in den „kulturellen Mustern“ - meiner Kultur - und das ist in einer zunehmend globalisierten Welt *die Kultur aller Menschen*, jedenfalls befinden wir uns auf dem Weg dorthin (*von Barloewen* 2003; *Morin* 2001), *Bakhtins* Auffassung von „Dialog“ ist so weit gefasst). Sie meint nicht nur den Austausch zwischen aktuellen *Interlokutoren* (plur.), sondern bezieht die Kontext/Kontinuumsdimension ein, ja den Dialog mit der Sprache als Sedimentation stattgehabter Interlokutionen selbst, durch die jedes Wort mit Bedeutungen und Konnotationen gesättigt ist, die zwischen allen je in Polylogen Stehenden geteilt werden. Je umfassender dies möglich ist, je breiter die **Polylogik** ausgreift, desto breiter und tiefer sind das Verstehen und das Verständnis.

Das führt über *Bubersche Dialogik* hinaus – sie wurde schon von seinem Freund *Franz Rosenzweig* wegen ihrer Enge kritisiert (*Marková* 2003). In der Integrativen Therapie wurde sie nie als eine primäre Quelle gesehen. Dort stand *Gabriel Marcells* Konzept der **Intersubjektivität** als Qualität zwischen „Subjekt(en) und Mitsubjekt(en)“, zu dem die Betonung der „Andersheit der Anderen“ durch *E. Levinas*, seine Ethik der „Alterität“ und weiterhin *G. H. Meads* Idee symbolischer Interaktion von „Selbst und Anderen“ trat. Durch all diese Referenzautoren, durch unsere Lebenskontexte, unsere Sozialisationsbedingungen wurde unser Denken zum Konzept einer **POLYLOGIK** hingelenkt, die mit den Überlegungen *Bakhtins* oder den Reflexionen *Hannah Arends* zu den Phänomenen kommunikativer Ohnmacht (*Haessig*, *Petzold* 2006) noch einen weiteren Horizont erhält - den des Politischen. Damit hat die **POLYLOGIK** ein tief greifendes Fundament, das es ermöglicht, menschliche Beziehung, therapeutische Beziehung in neuer Weise zu denken und zu handhaben: *in konvivialer Partnerschaftlichkeit* (*Petzold* 2000a), im unbedingten Respekt vor der „Andersheit des Anderen“ (*Levinas* 1983; *Petzold* 1996k).

Eine Folge dieses Arbeitens an den Fragen der Beziehung und Bezogenheit, der Sprache und der Interlokutionen, der Dialogik und Polylogik war, dass ich die Reihenfolge der *Buberschen* Formel anders gesetzt habe, das prioritäre, bemächtigende **Ich** bei *Buber*, das „das Andere, die Anderen mit in sich, in seiner Einheit“ mit der *Welt* hat (*Buber* 1908, 23), anders positioniert habe. Auch die „zwingende“ Konjunktion „**und**“ habe ich fallengelassen sowie die dominant dyadologische Konnotation aufgelöst, so dass wirkliche Inter-lokution stattfinden kann, das Gespräch nach allen Seiten und zwischen allen als grundsätzliche, uneingeschränkte Möglichkeit, für deren Uneinschränkbarkeit man sich einsetzen muss – unbedingt! Ich rücke vielmehr die *Gemeinschaft* und ihre **POLYLOGE** als Hintergrund jeder *Dialogik*, ihr Handeln zum Gemeinwohl und in Gerechtigkeit als Basis jeder Fürsorge in den Blick (seit *Platons* „*Gorgias*“ ist das Thema Dialogik und Gerechtigkeit verbunden, vgl. meine Gerechtigkeitstheorie, *Petzold* 2003d). Ich konnte dann formulieren:

» **Du, Ich, Wir in Kontext/Kontinuum – Wir, Du, Ich in Lebensgeschichte/Lebensgegenwart/Lebenszukunft** « (*Petzold* 1971, 2, 2003a, 805).

Diese Formel – in beiden Reihungen lesbar – gründet demnach einerseits in der philosophischen Konzeption eines „synontischen Seins“ (*G. Marcel*, *M. Merleau-Ponty*) mit vielfältige Wechselbeziehung von Seinsmanifestationen auf einer sehr grundsätzlichen (*primordialen*) Ebene – der Ebene der *Synousie* –, andererseits in einer „intersubjektivistischen Philosophie“, wie sie Beziehungsphilo-

sophen *G. Marcel, E. Levinas, M. Buber, M. M. Bakhtin* mit jeweils unterschiedlichen Akzentuierungen entwickelt hatten.

» **Du, Ich, Wir** in Kontext/Kontinuum, in dieser Konstellation gründet das Wesen des Menschen, denn er ist vielfältig verflochtene Intersubjektivität, aus der heraus er sich in Polylogen und Korrespondenzen als Konsens-/Dissensprozessen findet und Leben gestaltet – gemeinschaftlich für Dich, für sich, für die Anderen. Menschen entspringen einer polylogischen Matrix und begründen sie zugleich im globalen Rahmen dieser Welt. In der Erarbeitung von demokratischen Grundordnungen und Menschenrechtskonventionen haben sie sich einen metaethischen Rahmen geschaffen, der noch keineswegs abgeschlossen ist und als 'work in progress' betrachtet werden muss, denn die Menschen sind in ihrer **Hominität**, ihrem Menschenwesen, und ihrer **Humanität**, ihrer Menschlichkeit, ihrem Verständnis von Menschenwürde, Freiheit, fundierter Gerechtigkeit, Gemeinwohl und der konkreten Umsetzung dieser Werte in beständiger Entwicklung. « (vgl. *Petzold* 1988t, 2000a)

Diese Formel ist in verschiedenen Variationen lesbar:

„**Du, Ich, Wir**“ der Andere ist immer vor mir (*Levinas*), das Kleinkind sagt früher „Du/Mama“ als „ich“, das Du wendet sich mir zu.

„**Wir, Du, Ich**“ das Kollektiv der Anderen ist immer vor mir, die Sprache ging – wie ausgeführt – aus dem *polyadischen* Kollektiv der frühen Hominiden aus *polylogischen* „vokalen Gesten“, dann sprachlichen „Äußerungen“, Interlokutionen und Polyaden hervor. Die damit gegebene „*polyphone Matrix*“ (*Bakhtin*) deshalb den Hintergrund jeden dyadischen Dialogs, in dem damit immer der „Polylog“ präsent ist.

„**Du, Wir, Ich**“. Das Du als Teil eines Wir wendet sich diesem Wir (den anderen Dus und mir (dem Ich als Teil eines Wir) zu: unser gemeinsamer Polylog, Du und ich als Teil ko-respondierender Polyloge im Wir.

„**Ich, Du, Wir**“. Das Ich wendet sich einem Du oder Wir intentional zu, darum wissend, das es immer „in der Spur es Anderen geht“ (*Levinas*), also keine grundsätzlich prioritäre Position hat, sondern sich als TeilnehmerIn im Polylog begreift.

Polyloge verlangen immer wieder eine „exzentrische Position“, die Fähigkeit der Interlokutoren, der Teilnehmer am Polylog zum Geschehen, zum Anderen, zu sich selbst in Distanz zu gehen, das **Wir** zu verlassen – virtuell, man kann ihm letztlich genauso wenig entkommen, wie der eigenen Leiblichkeit – um auf den Polylog zu blicken und so die Chance zu erhalten, ihn von Innen und von Außen zu erleben und gemeinschaftlich verantwortet zu gestalten. Diese Idee des exzentrischen Blickes kann und muss mehrperspektivisch ausgefaltet werden: als Blick „auf das Selbst“, auf das „Selbst und die Anderen“, der Blick auch auf die „Andersheit im Selbst“ (*Ricœur* 1990 sowie unsere Identitätstheorie *Petzold* 1992a, 527 ff, 2001p; *Müller, Petzold* 1999) – aber auch als Blick auf die "verinnerlichten Anderen" und als Blick dieser verinnerlichten Personen, zwischen denen ein „polyphoner Dialog“ entstehen kann, so dass ein „vieltimmiges Selbst“ (*Hermans* 1996; *Hermans, Hermans-Jansen* 1995; *Leiman* 1998) in „vielschichtigen Kontexten“ spricht und sich als ein freies, selbstbewusstes und selbstschöpferisches erweist. Ein solches souveränes Selbst ist dabei, und hier schließt sich der Kreis, immer eingebettet das **Wir** seines relevanten Netzwerkes/Konvois, in seinen soziokulturellen Kontext mit seinem historischen und prospektiven Kontinuum.

Das ist eine völlig andere Sicht, als wir sie etwa in der klassischen Psychoanalyse *Freuds* oder in der Gestalttherapie von *Fritz Perls* und seinen Nachfolgern finden und daran ändern auch neuerliche okkasionelle *Bakhtin*-Zitationen von Psychoanalytikern oder von Gestalttherapeuten nichts, die aus den ideologischen Gefängnissen ihrer Verfahren heraus wollen (*Orange, Atwood, Stolorow* 2001; *Staemmler* 2005), denn *Bakhtinsches* Denken stellt in radikaler Weise die Axiome der genannten Ansätze in Frage, wenn es affirmiert: Kontext/Kontinuum sprechen aus dem Selbst, das Ausdruck eines vielfältigen Sprechens ist, eingebunden in die Gemeinschaft aller Sprechenden, eines Geschehens, das wir als *Polylogik* (*Petzold* 2002c) bezeichnet haben. Der Ansatz *Bakhtins* fordert Psychotherapeuten und andere Praktiker psychosozialer und agogischer Arbeit auf, ihre Verfahren gänzlich neu zu denken (*Leiman* 1998; *Lähteenmäki, Dufva* 1998), was schon geschieht, wenn sie ihr verfahrensspezifisches Denken in die *Polyloge* stellen. Ein abschließendes Ergebnis

darf nicht erwartet werden, denn *Polylog* ist absolute Prozessualität im fließenden Strom des Zeitkontinuums.

Da **Polylog** zwischen Menschengruppen und -gemeinschaften (*communities*), einem kleinräumigen oder weiträumigen **Wir** stattfindet oder auch in beidem, muss dieses Konzept auch auf Gruppierungen ausgeweitet werden. So wird vor dem Hintergrund der Folie des „Tree of Science“ (vgl. *Petzold 2005 x*) „**Polylog** wie folgt gesehen:

1. *Ontologisch/metatheoretisch* als die *Grundgegebenheit* der in konnektivierten Sinnbezügen, in vernetzten Sprechhandlungen und verwobenen Interaktionseinheiten sozial organisierten menschlichen Wirklichkeit;
2. *theoretisch* als *Konzept* der Betrachtung, der Analyse und der Interpretation im Rahmen einer *mehrperspektivischen* Hermeneutik und Metahermeneutik;
3. *praxeologisch* als multiple Konnektivierungen in Interaktions-, Interlokutions- und Kommunikationsnetzen, wie sie die Soziolinguistik und die sozialpsychologische Netzwerk-, Gruppen-, Kleingruppenforschung untersucht haben;
4. *praktisch* als eine *mehrdimensionale Methodologie* innerhalb *vielfältig ko-respondierender* Handlungsfelder, in denen sich Theorie-Praxis-Verhältnisse wieder und wieder überschreiten zu einer **Metapraxis**“ (*Petzold 1999r*).

(siehe die Polylog-Definition oben unter 7.2 β).

Aus dem Polylogischen wächst das Erkennen des Differenten, die Wertschätzung der Andersheit, das Bewusstsein der Einbettung in ein **Wir** und auf diesem Boden die Möglichkeit der Integration oder der Transgression in wirklich Neues, und das gilt für Theorie und Praxis in allen Bereichen des Lebens.

Die im Text zitierten Arbeiten des Autors und seiner MitarbeiterInnen finden sich bei:

Petzold, H.G. (2006): „Gesamtbibliographie Hilarion G.Petzold 1958 – 2005. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 1/2006

und in

Petzold, H. (2003a): *Integrative Therapie*. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.

Die übrige Literatur muss ggf. in den Originalpublikationen nachgeschlagen werden.

ⁱ Dieser Term TOM bezeichnet die Fähigkeit, sich vorstellen zu können, was im „*mind*“ eines Anderen vor sich geht (*Fletscher et al. 1995*): „Ich weiß, dass er weiß, ich weiß, was er meint, sich denkt, was er empfindet etc. ... und ich weiß, dass er es weiß“ – Grundbedingung für menschliche Kommunikation und Empathie. Das Konzept kam mit der Frage von Primatenforschern auf: „Does the chimpanzee have a theory of mind?“ (*Premack, Woodruff 1978; Woodruff, Premack 1979*). Die „Emergenz“ der TOM ist der große Quantensprung auf dem WEG der Hominiden durch die Evolution – darüber sind sich Evolutionsbiologen, -psychologen und -philosophen heute einig (*Buss 1999; Kennair 2004; Petzold, Orth 2004b*). Es geht also nicht nur um höchst differenzierte Vorstellungen über den „*mind*“ von anderen – in komplexen sozialen Situationen, in Mehrpersonensettings auch über die „*minds*“ von anderen – zu entwickeln, sondern auch um die Fähigkeit, Vorstellungen über Vorstellungen, Metarepräsentationen, auch „Metarepräsentationen meiner selbst“, hervorzubringen, die die bildgebenden Verfahren der Neurowissenschaften sogar aufzeigen können (*Fletscher et al. 1995; Voegely et al. 2001*).